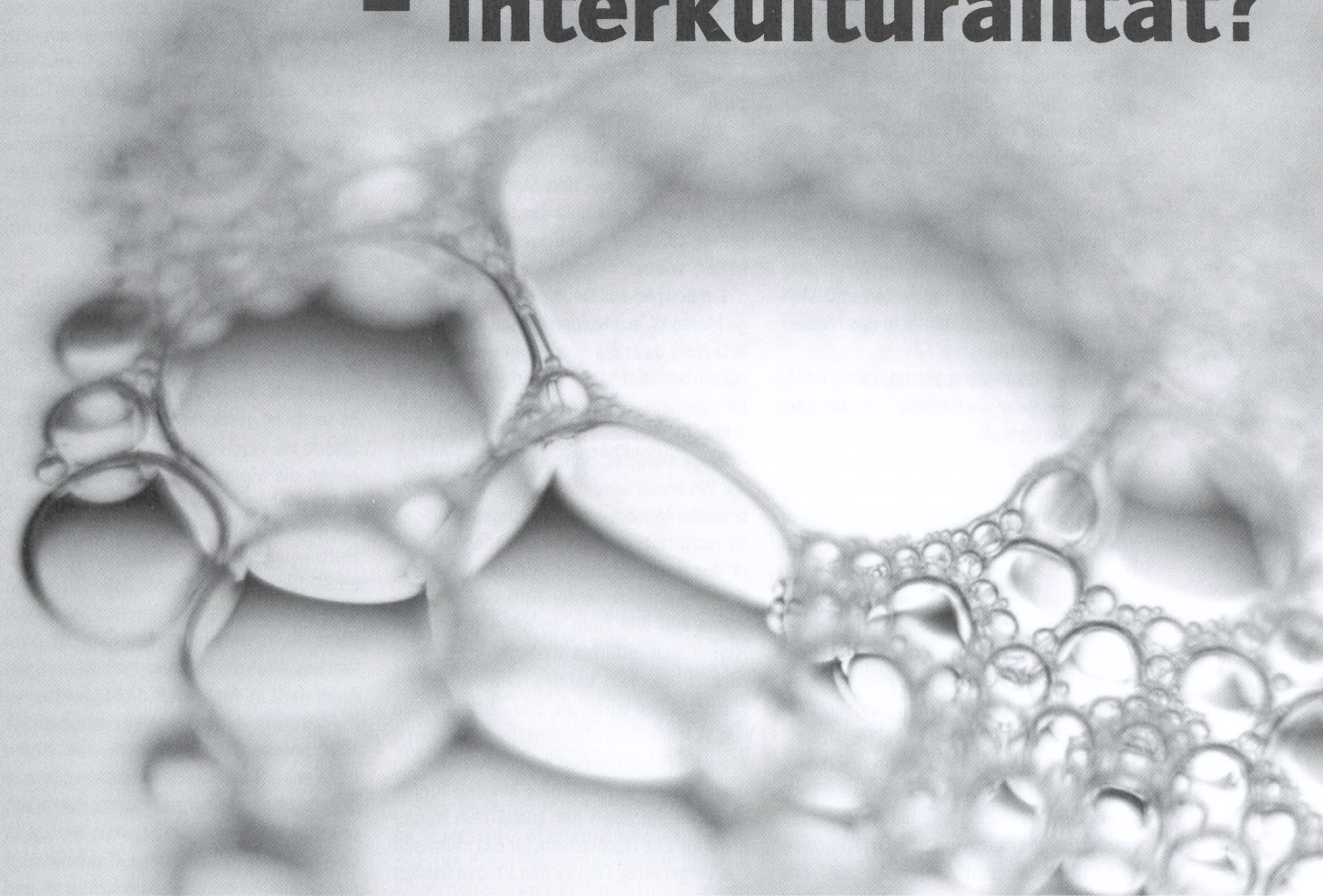


Nach Multikulturalität – Interkulturalität?



stimme
von und für Minderheiten

Äpfel und Birnen bei Menschenrechten?

Rechtzeitig am Vorabend der parlamentarischen Sommerpause hat Bundeskanzler Gusenbauer an der Kärntner Ortstafelwunde gekratzt. Halbschlafende Hunde wurden darauf halbwach, gaben ein paar obligate Laute von sich, und das Echo des letzten Geplänkels beschallt derzeit das Sommerloch.

Abgesehen von der müßigen Frage, wie ernst die Sache dem Kanzler wirklich war und ob hinter seinem minderheitenfreundlichen Vorstoß nicht wieder ein innerkoalitionärer Schlagabtausch als Triebkraft fungierte, wurde bei der Gelegenheit ein Wesenszug beim Umgang mit Minderheiten und Menschenrechten allemal deutlich: das Messen mit zweierlei Maß.

Kärntens Landeshauptmann Haider erklärte jüngst, er habe die Rechtsanwaltskammer aufgefordert, ein Disziplinarverfahren gegen den Anwalt und Vize-Vorsitzenden des *Rats der Kärntner Slowenen/Narodni Svet Koroških Slovencev*, Rudi Vouk, einzuleiten; er erwäge auch eine Anzeige gegen denselben bei der Staatsanwaltschaft. Der Grund: Vouk hatte angekündigt, (wie vor einigen Jahren) durch wiederholtes Schnellfahren in zweisprachigen Orten das Höchstgericht einzuschalten. Haider zeigt also Vouk an, da dieser zum „allgemeinen Ungehorsam“ auffordere. Der Witz an der Sache ist, dass Haider selbst seit Jahren mehrere Erkenntnisse des Verfassungsgerichtshofs bezüglich zweisprachiger topografischer Aufschriften lauthals ignoriert und durch Aktionen wie „Tafelverrücken“ öffentlich auslacht. Haider geht es offenbar nur dann um die Rechtsstaatlichkeit, wenn das Recht *seine* politischen Interessen schützt.

Was im Umgang mit Minderheiten gilt, gilt auch im Umgang mit Menschenrechten. Neulich hat der Menschenrechtsbeirat, der u. a. den Innenminister berät, dem österreichischen Fremdengesetz menschenrechtsverletzende und somit verfassungswidrige Aspekte attestiert. Der Innenminister räumte

darauf zwar ein, dass man einige Dinge ändern könne – allerdings erst im Zuge der geplanten Evaluierung des Gesetzes im Jahre 2009. Im Großen und Ganzen sei aber das Fremdenrecht in Österreich in Ordnung, schließlich gehen ja die Asylanträge deutlich zurück.

Wenn wir den Innenminister oder eine andere beliebige Politikerin hierzulande fragen würden, wie es mit den Menschenrechten beispielsweise in China bestellt ist, würde er/sie sofort eine feurige Rede darüber halten, wie schlimm die Lage dort sei.

Ein Beispiel aus Deutschland: Der 17-jährige Marco W. aus Niedersachsen sitzt derzeit in U-Haft, da er ein minderjähriges Mädchen sexuell belästigt haben soll. Ein vielschichtiger Fall, der vorschnelle Meinungen erschwert: Schließlich haben ja die Eltern des Mädchens Anzeige erstattet, denn es ist erst 13 Jahre alt. Wo endet sexuelle Freiheit, wo beginnt sexueller Missbrauch? Aber dieses Abwägen ist nicht notwendig, denn schließlich sitzt ja der junge Mann in Antalya, und das liegt bekanntlich in der Türkei. Also ist die Sache klar wie Tinte, es handelt sich um islamistisch gefärbte Rechtsnormen eines rückschrittlichen Landes. Die deutschen Medien, allen voran die *Bild-Zeitung*, rufen seit Wochen nach Gerechtigkeit für Marco. Manche PolitikerInnen erblicken zudem in dieser Causa unschlagbare Beweise für die EU-Untauglichkeit der Türkei (am Rande erwähnt: Die Höchststrafe für das mutmaßliche Vergehen des deutschen Jungen beträgt in der Türkei acht Jahre, in Deutschland hingegen zehn).

Ein Mann türkischer Herkunft, der in Deutschland lebt, hat sich darauf zu Wort gemeldet und beklagt, dass seinem Sohn allerdings keine Gerechtigkeit in Deutschland widerfahren sei. Dieser war nämlich eine Woche vom Unterricht entfernt worden, da er eine Schülerin sexuell belästigt haben soll. Der Junge ist erst sieben!

Natürlich geht es im Fall Marco W. vor allem um die schlechten Haftbedingungen in der Türkei – aber müssen diese erst dann wahrgenommen werden, wenn ein deutscher Staatsbürger ihnen unterworfen wird?

Bleiben wir beim türkischen Staat, dessen Menschenrechtsverletzungen die PolitikerInnen auch hierzulande bei jeder Gelegenheit anprangern – um dann millionenschwere Geschäfte österreichischer Konzerne wie BA-CA oder Va Tech Hydro mit der Türkei abzusegnen. Justament im Fall eines Staudammbaus, den die dortige kurdische Minderheit aus mehreren Gründen (darunter drohende Umweltschäden, Zerstörung eines Kulturerbes, Umsiedlung der Bevölkerung) vehement ablehnt.

Wenn man auf solche Widersprüche, Indikatoren eines angewandten Doppelstandards im Umgang mit Minderheiten- und Menschenrechtsfragen, hinweist, erntet man bestenfalls ein mitleidiges Kopfschütteln: Es sei nicht gestattet, hört man, Äpfel mit Birnen zu vergleichen. Ja, gut: Natürlich haben die Menschenrechtsverletzungen in China oder der Türkei eine andere Dimension als jene in Österreich. Natürlich sind die Haftbedingungen in Antalya, wo laut Medien 30 Jugendliche in einer Zelle sitzen, mit jenen etwa der österreichischen Schubhaft nicht zu vergleichen. Natürlich ist eine Woche Schulverbot einem mehrmonatigen Aufenthalt in der U-Haft nicht gleich.

Aber nicht diese Dinge müssen ja gleich sein, sondern die *Maßstäbe*, mit deren Hilfe wir solche Menschenrechtsverletzungen feststellen und aufzeigen. Natürlich unterscheiden sich die Staaten bezüglich des Niveaus ihrer Rechtslage. Das heißt aber nicht, dass nur die einen Minderheiten- und Menschenrechte verletzen und die anderen nicht. Es geht gar nicht erst darum, Verletzungen miteinander zu vergleichen, wenn wir auf Menschenrechte pochen wollen. Es geht darum, mit dem *einen* Standard auf Missstände zu zeigen. Da wie dort! Warum sonst reden wir von der Unteilbarkeit der Menschenrechte?

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at. Chefredakteur: Hakan Gürses. Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Petra Pfisterer. Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. Fotoredaktion: Salon Renate. Zeichnungen: Andreas Ohrenschild, Hakan Gürses. Grafische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung. Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Taviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Rahel Baumgartner (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- / für Vereinsmitglieder kostenlos.

Impresum	2
Von interkulturellen Konzepten zum Management von Vielfalt Karl M. Reiser	4
Zum Umgang mit dem Wort „interkulturell“ Philipp Schmickl	7
Multikulturalismus im Widerstreit. Ein Bericht über den Workshop „Gender, Culture, and Sexuality“ Ines Rössl	8
Republikanismus und Multikulturalismus Ljubomir Bratić	10
Groll: Abgebrannt Erwin Riess	13
Wien, das Ufer des Randlosen Şerafettin Yıldız	14
Are You a Lady? Petra Permesser	16
Geschehen	17
Kulturen & Künste	18
Tipps	20
Kahlauers Tagebuch	23

Thema:

Nach Multikulturalität – Interkulturalität?

Seit anderthalb Jahrzehnten wird der Begriff „Interkulturalität“ immer häufiger gebraucht, um den (hierzulande bereits als gescheitert geltenden) Multikulturalismus als alternatives Nachfolgekonzept zu ersetzen. Das Adjektiv „interkulturell“ schmückt zunehmend die Namen von wissenschaftlichen Disziplinen, „interkultureller Dialog“ und „interkulturelles Management“ gelten bereits als gesicherte Interventionsmethoden, und das Stichwort „Interkulturalität“ kommt in nahezu jedem Projektkonzept und jeder Veranstaltungsankündigung als positive Zielsetzung vor – von dem medialen Gebrauch dieser Wortgruppe ganz zu schweigen.

Interkulturelle Ansätze laufen durch solch inflationären Gebrauch Gefahr, früher oder später der Diffamierung oder Lächerlichkeit preisgegeben zu werden wie einst das Konzept des Multikulturalismus (so etwa durch den verächtlichen Kosenamen „Multikulti“). Der Beantwortung folgender Fragen kommt in diesem Zusammenhang eine wichtige Bedeutung zu:

Was wird alles unter „Interkulturalität“ verstanden? Für welches Ziel und zu welchem Zweck soll oder kann Interkulturalität erstrebt werden? Was ist ein „interkultureller Dialog“, und wer führt ihn mit wem? Was meinen wir mit „Kulturen“: Regionen, Nationen, Himmelsrichtungen oder Religionen? Oder etwas anderes?

Gab es in Österreich jemals eine Politik der Multikulturalität, gibt es nun eine interkulturelle Politik? Wo liegen die Unterschiede zwischen multikulturellen und interkulturellen Politiken bzw. Konzepten? Was sind die Eckpfeiler der praktischen Interkulturalität?

Was bedeutet Interkulturalität aus der Sicht einzelner Minderheiten? Handelt es sich um einen Platzhalter-Begriff für alles „Gute, Schöne und Wahre“? Oder können interkulturelle Konzepte nützliche und notwendige Ansätze für minoritäre Politiken darstellen?

Den wichtigsten dieser Fragen gehen die AutorInnen der *Thema*-Beiträge im vorliegenden Heft nach.

In eigener Sache

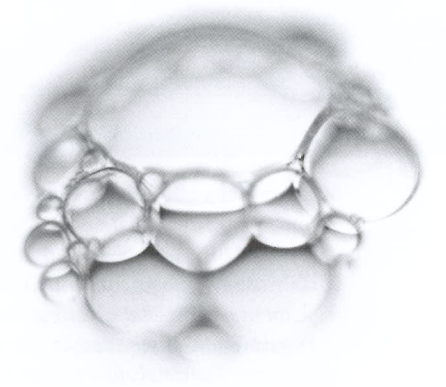
In ihrer mittlerweile 15jährigen Geschichte musste die *STIMME* von und für Minderheiten mehrere finanzielle Krisen durchlaufen, wohl wie die meisten „Nischenmedien“. Die Dimension der finanziellen Knappheit, von der die *Initiative Minderheiten* derzeit heimgesucht ist, übersteigt aber alle bisherigen Krisensituationen. Mit einer Bitte um Spenden- bzw. Abo-Bestellung hat sich daher die Herausgeberin der *STIMME* kürzlich an Sie, liebe Leserin, lieber Leser, gewendet.

Die *STIMME*-Redaktion möchte sich hier im Namen der *Initiative Minderheiten* bei allen herzlich bedanken, die dieser Bitte inzwischen nachgekommen sind. Unsere Bitte, durch ein Abo die *STIMME* zu unterstützen, bleibt natürlich aufrecht.

Um aber ein allfälliges Budgetdefizit zu vermeiden, müssen wir leider dennoch in der jetzigen Finanzlage eine unangenehme Maßnahme ergreifen: Das vorliegende Heft erscheint in einem Umfang von nur 24 Seiten (statt wie bisher 32 Seiten). Sollte sich der jetzige Stand unseres Jahresbudgets nicht durch Spenden, Abos bzw. durch eine neue öffentliche Förderung positiv verändern, werden wir leider gezwungen sein, heuer auch die beiden nächsten Ausgaben in diesem reduzierten Umfang zu halten.

Wir wollen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, für diese Unannehmlichkeit um Nachsicht bitten – und noch einmal an die Möglichkeit erinnern, mit einem Abo Ihre Zeitschrift zu unterstützen. Danke!

Die *STIMME*-Redaktion



„Interkulturalität“ – das scheint jener soziale Zwischenraum zu sein, der von globalisierten Gesellschaften mit Bedeutung aufgefüllt wird. Seit seinem Aufkommen dient der Begriff einerseits dazu, unsere Welt zu beschreiben, die von den durch Globalisierungseffekte hervorgerufenen Spannungen flankiert ist. Gleichzeitig ist der Begriff der „Interkulturalität“ ein großer Hoffnungsträger für die Lösung dieser Probleme und muss wohl bereits an einer überzogenen Erwartungshaltung scheitern.

Von interkulturellen Konzepten zum Management von Vielfalt

Karl M. Reiser

Interkulturelle Begegnungen bilden immer öfter einen selbstverständlichen Teil unseres Alltags und Berufslebens. Als Rucksack der Globalisierung zeigt sich „Interkulturalität“ explizit anhand veränderter Straßenbilder, Speisezetteln sowie Lifestyle-Szenen zwischen Balkanhype und Islamophobie. Implizit steckt „Interkulturalität“ in den vielen privaten und beruflichen Beziehungen von einheimischen MitarbeiterInnen im Ausland und den ZuwanderInnen der EU, aber auch in den pluraleren Selbstdefinitionen der europäischen Gesellschaft.

Soziokulturelle Vielfalt ist jedoch nicht bloß angesichts zunehmender internationaler Migrationen gewachsen. Unsere Gesellschaften haben sich in den letzten Dekaden insgesamt stark pluralisiert und weisen eine erhebliche innere Heterogenität auf.

Unterschiede zeigen sich als soziale Prägung durch unsere Zugehörigkeit zu einer bestimmten Altersgruppe, anhand unseres Geschlechts, durch unsere sprachliche und regionale Herkunft, durch Bildungsniveau, politische und religiöse Einstellung etc. Soziokulturelle Vielfalt hat sich folglich in unterschiedlichen Weltbildern, Lebensstilen und Identitäten niedergeschlagen. Pluralität und Unterschiede sind für uns in manchen Lebensbereichen bereits weit gehend selbstverständlich geworden. In anderen Bereichen verweist diese Vielfalt auf noch abzubauen Spannungen (Konflikte) wie auf noch zu hebende Schätze (Potenziale).

Soziale Bewegungen im Kontext von politischen Überzeugungen, sexuellen Orientierungen und Spiritualität haben selbstverständliche Haltungen und lange Zeit gültige Bindungen in Frage gestellt. Die Herausbildung grenzüberschreitender Vergemeinschaftungen wurde aber auch durch moderne technische Kommunikationslösungen wie Internetforen oder Weblogs und für breite Bevölkerungsschichten leistbare internationale Mobilität begünstigt. Diese nach wie vor andauernde Entwicklung trägt zur Pluralisierung unserer Lebenswelten bei, die als stärkere Vernetzung in einer uns immer „näher“ rückenden, an Komplexität gewinnenden Welt sichtbar wird.

Sowohl die größere gesellschaftliche Vielfalt, insbesondere in den Metropolen, als auch die gestiegenen Möglichkeiten des

medialen und sozialen Austauschs haben zu einem erweiterten Bewusstsein hinsichtlich soziokultureller Unterschiede geführt und das Bedürfnis nach „interkulturellen“ Handlungskompetenzen geweckt.

Standen am Beginn der Beschäftigung mit dem Thema „Interkulturalität“ vor allem wirtschaftliche Erwägungen im Zusammenhang mit internationalen Geschäftsabschlüssen im Vordergrund, so wurde mit der Wahrnehmung Europas als Einwanderungskontinent erkannt, dass es im Sinne der „Integration“ erforderlich sei, soziokulturelle Barrieren abzubauen, die vor allem als Sprachprobleme für die und Vorurteile gegenüber den damaligen „Gastarbeitern“ auftraten. Begriffsgeschichtlich zeigte sich diese Entwicklung daran, dass die „Internationalität“ mehr und mehr von der „Interkulturalität“ abgelöst wurde.

Doch auch nachdem aus Gastarbeitern MigrantInnen geworden waren und aus MigrantInnen MitbürgerInnen, wollte sich die erhoffte Integration nicht so recht einstellen. Dadurch bekamen Fremdheitsbeziehungen, zunächst auf universitärer Ebene, einen „Marktwert“: Kaum eine sozialwissenschaftliche Disziplin, die keine interkulturellen Ansätze suchte, um einen positiven Umgang mit „dem Fremden“ zu finden und Schwierigkeiten zu beheben, die im Zusammenleben mit „den Anderen“ auftraten. Vor allem der Islam und seine öffentliche Sichtbarkeit anhand des muslimischen Kopftuches rückten ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Fehlende Integrationskonzepte auf der einen Seite, eine Politisierung des Themas „Integration“ als „Ausländerdebatte“ mit teils rassistischen Vorzeichen auf der anderen Seite setzten aber auch die Politik immer mehr unter Druck und dynamisierten die öffentliche Auseinandersetzung um das Thema. Irgendwann sprach schließlich jede/r von „Interkulturalität“.

Begriffsverwirrung und Konzepte

Dabei ist dieser Begriff gar nicht so einfach zu handhaben, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Scheint ihm doch die Vorstellung zugrunde zu liegen, „Kulturen“, als klar definierbare und abgrenzbare Einheiten, würden einander gegenüber stehen.

Zweifelhaft ist eine solche Vorstellung, weil sie sowohl Unterschiede innerhalb von Kulturen ausblendet, als auch Gemeinsamkeiten zwischen Kulturen übersieht und kulturelle Grenzen postuliert, wo von solchen zu sprechen angesichts grenzüberschreitender Prozesse im Zeitalter der Globalisierung nicht mehr möglich ist. Damit kann auch eine begriffliche Trennung von „interkulturell“ im Gegensatz zu „intrakulturell“ nicht aufrechterhalten werden, weil differente soziale Milieus, unterschiedliche ethnische und religiöse Zugehörigkeiten, verschiedene Subkulturen und Lebensstile bereits innerhalb unserer Gesellschaft existieren. Bei genauerer Betrachtung verschwimmt diese Grenze geradezu.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung hat als Reaktion darauf zu Konzepten geführt, die „Interkulturalität“ nicht an spezifischen Kulturen festmachen, sondern als kulturübergreifende Fähigkeit verstehen. Dies geschah meist unter dem Begriff „transkulturell“. Vereinfacht kann man sagen, dass sich „interkulturell“ auf Aspekte zwischen Kulturen bezieht und „transkulturell“ eine Klammer über die Grenzen von Kulturen hinweg impliziert. Aber auch diese Unterscheidung ist bei genauerer Betrachtung nicht unproblematisch, etwa weil der kulturübergreifende Zugang zwischen allgemeinen sozialen Fähigkeiten und den Besonderheiten eines interkulturellen Settings nicht unterscheiden kann.

Darüber hinaus kann die Frage, wie wir „Kultur“ verstehen, freilich nicht an der Überlegung vorbei, wer denn eigentlich die Definitionsmacht über „Interkulturalität“ habe – Wir oder die Anderen? Vermutlich ist es eben jene Unübersichtlichkeit, die dazu geführt hat, dass im letzten halben Jahrhundert zahlreiche Ansätze, Konzepte und Modelle von „Interkulturalität“ erarbeitet wurden, die – nicht immer widerspruchsfrei – nach wie vor um Deutungshoheit bzw. Anschlussfähigkeit an die Praxis ringen.

So wurde beispielsweise ein Modell interkultureller Sensibilität entwickelt, wurden Kulturstandards formuliert und die Dynamik kultureller Überschneidungssituationen skizziert. Mittels der Erarbeitung von „Kulturdimensionen“ gelang es ferner, Kriterien aufzustellen, anhand derer sich grundsätzlich kulturelle Unterschiede zeigen würden.¹ Um die Bedeutung von „Kultur“ für die (wirtschaftliche) Zusammenarbeit zu analysieren, wurden außerdem kulturelle Gegensätze systematisiert: universalistische gegenüber partikularistischen, individualistische gegenüber kollektivistischen, neutrale gegenüber emotionalen, spezifische

gegenüber diffusen und leistungsbezogene gegenüber statusbezogenen Orientierungen. Dazu kommen schließlich noch Differenzen in Bezug auf Einstellungen hinsichtlich „Zeit“ sowie Einstellungen im Verhalten gegenüber der Umwelt.² Eine „Kontakt-Hypothese“ wurde von einer „Konflikt-Hypothese“ und „Low Context Cultures“ wurden von „High Context Cultures“ unterschieden.³

Obwohl viele nützliche Beiträge zum Thema erbracht wurden, konnte das Grundproblem der „Interkulturalität“ nicht gelöst werden: Kulturen bleiben unabgrenzbar.

Dass es kulturelle Unterschiede gibt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Wie wir damit konstruktiv, demokratisch und produktiv umgehen, ist mehr denn je eine brennende Frage.

Interkulturelle Kompetenz als Qualitätsmerkmal

„Interkulturalität“ – das scheint jener soziale Zwischenraum zu sein, der von globalisierten Gesellschaften mit Bedeutung aufgefüllt wird. Seit seinem Aufkommen dient der Begriff einerseits dazu, unsere Welt zu beschreiben, die von den durch Globalisierungseffekte hervorgerufenen Spannungen flankiert ist. Gleichzeitig ist der Begriff der „Interkulturalität“ ein großer Hoffnungsträger für die Lösung dieser Probleme und muss wohl bereits an einer überzogenen Erwartungshaltung scheitern.

Ungeachtet dieser grundsätzlichen Schwierigkeiten mit der Begrifflichkeit hat das Thema „Interkulturalität“ eine große Konjunktur erfahren und dient gleichermaßen als Indikator für die Qualität des Zusammenlebens (in unseren Städten) wie als Gradmesser für soziales Auseinanderdriften. Anstöße erfährt die Diskussion nicht zuletzt im Zuge der Debatten um die Europäische Integration. Damit verbunden wandelt sich auch „Interkulturelle Kompetenz“ mehr und mehr vom Schlagwort zum Qualitätsmerkmal von Ausbildungsprofilen, Lehrgangscurricula, Job-Descriptions und Organisationseinheiten im Profit- wie Non-Profit-Bereich, wenngleich die inflationäre Verwendung des Begriffs den Inhalten keinesfalls gut tut. Meist ist das Adjektiv „interkulturell“ denn auch geknüpft an spezifische Kompetenzfelder, wie etwa „interkulturelle Kommunikation“, „interkulturelles Management“, „interkulturelle Mediation“ oder „interkulturelle Zusammenarbeit“, um auf diese Weise den besonderen Bedarf oder die konkrete Zielsetzung hervorzuheben.⁴

Im häufig strapazierten „Dialog der Kulturen“ hat die Weltgesellschaft bereits

ihre Beschwörungsformel gefunden. Demgemäß scheint in vielen Zusammenhängen „Interkulturelle Kompetenz“ als Bannspruch für Probleme zu gelten, die als „interkulturell“ wahrgenommen werden; und „interkulturell“ gilt alles, sobald Menschen mit Migrationshintergrund daran beteiligt sind; oftmals ohne zu analysieren, ob kulturelle Unterschiede überhaupt bedeutsam werden. Umgekehrt scheitern Maßnahmen, die versuchen, Probleme auf das Soziale zu reduzieren und bedeutungsgebende kulturelle Unterschiede zu verleugnen.

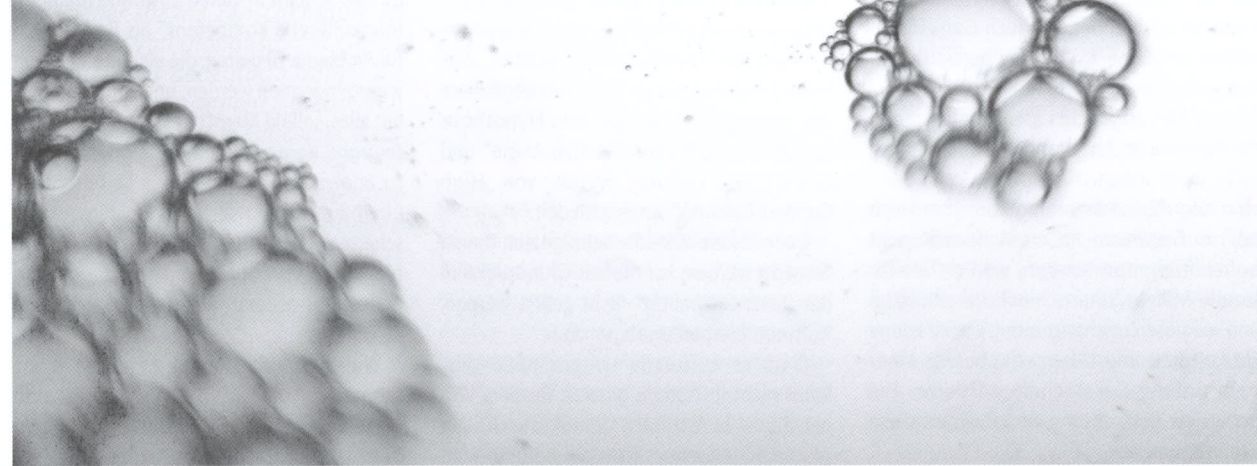
Wahrnehmungs- und Interpretationsrahmen, Kommunikationsformen und Handlungskonzepte, Beziehungsmuster und Geschlechterrollen sind zweifelsohne kulturell überformt. In einem interkulturellen Setting kann dies trotz Toleranz und gutem Willen zu Missverständnissen und Reibungsverlusten bei der Bewältigung der Aufgaben führen. Folglich spielt „Interkulturalität“ überall dort eine Rolle, wo Menschen Beziehungen bilden und zusammenarbeiten; sei es im privaten Bereich, als MitarbeiterInnen, KundInnen oder KlientInnen.

„Interkulturalität“ findet jedoch nicht bloß zwischen Individuen statt, sondern auch zwischen Gruppen bzw. Systemen oder im bilateralen nationalstaatlichen Austausch. Fokus und Kontext sollten hier stets mitbedacht werden.

Bevorzugte Anwendungsfelder „interkulturellen“ Handelns sind die öffentliche Verwaltung mit ihren Integrationsaufgaben auf sozialer, edukativer und medizinischer Ebene sowie Wirtschaftsunternehmen, die in der Öffnung neuer Märkte und zunehmend multikultureller Arbeitsplätze, Projektgruppen und Belegschaften eine entscheidende Herausforderung für den Erfolg sehen. Somit geht es im Kontext von „Interkulturalität“ einerseits um Aspekte von Gerechtigkeit im Zugang zu den Ressourcen der Kommunen sowie um den Abbau von Diskriminierungen bzw. die Förderung von Chancengleichheit. Andererseits – vor allem im Wirtschaftsbereich – geht es um effizientere Zusammenarbeit, Produktivitätssteigerung, erhöhte Mitarbeiterzufriedenheit und letztlich die Maximierung des ökonomischen Profits.

Integriertes Management von Vielfalt

Pluralistische Gesellschaften, insbesondere im Gefolge von Migration und Modernisierung, stehen gegenwärtig nicht bloß vor der Aufgabe, ihre Mitglieder gesellschaftlich zu integrieren. Immer wichtiger wird es auch, sie für die neuen Herausforderungen zu qualifizieren, und es stellt sich zunehmend



die Frage, inwieweit Unternehmen, NPOs und Verwaltungseinrichtungen der soziokulturellen Vielfalt auch auf organisatorischer Ebene gerecht werden, die immer auch Integration auf sozialer Ebene einschließt.

„Interkulturalität“, als reflexives Konzept verstanden, das sich seiner eigenen Möglichkeiten, Widersprüche und Grenzen bewusst ist, eignet sich zweifelsohne als Basis für die Lösung zahlreicher Probleme unserer Zeit – im Sinne eines „Managements von Vielfalt“. In Bedrängnis geraten interkulturelle Ansätze allerdings, wenn sie ein reduziertes Kulturverständnis aufweisen, also die darin eingelagerten Dimensionen Alter, Geschlecht, Religion, Ethnizität etc. nur mangelhaft beachten.

Viele Ansätze von „Interkulturalität“ nehmen zwar auf affektive wie kognitive Dimensionen Bezug und beziehen auch das Verhalten ein, verharren jedoch häufig auf der Ebene des Individuums. Integrierte Ansätze, in denen „Interkulturalität“ systemisch eingebunden ist, gibt es hingegen selten, sie wären aber notwendig.⁵

Ein integriertes Management von Vielfalt versucht, die individuelle Ebene mit der systemischen zu verknüpfen. Es analysiert etwa, wie Überschneidungen von sozialem Status, Geschlecht und religiöser Zugehörigkeit in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext, unter bestimmten Machtverhältnissen und Zielvorgaben relevant werden. Ein solches Management nimmt Bezug auf Strukturen und Prozesse und integriert dadurch soziale Systeme; es nimmt aber auch Bezug auf Personen und Verhalten und integriert folglich Personen in diese Systeme. Integration erfolgt auf diese Weise stets im Hinblick auf etwas Konkretes und im Kontext einer Gesamtheit, sei dies das

Projektteam, ein Klassenzimmer oder eine Wohnhausanlage.

Partiell scheinen „interkulturelle“ Ansätze nun von einem neuen Hoffnungsträger abgelöst zu werden: Die Zauberformel heißt „Diversity“ (= Vielfalt), seine Derivate lauten „Diversitäts“- oder „Diversity Management“ (DM)⁶, und sie sind bereits in aller Munde. Doch wie viel „Interkulturalität“ steckt eigentlich in „Diversity“-Ansätzen, wie viel „Diversity“ in offenen, reflexiven „interkulturellen“ Ansätzen? Wie anschlussfähig und erfolgswirksam sind die einzelnen Konzepte in der sozialen Praxis und an unternehmerischen Problemstellungen?

Bisher wurden viele DM-Initiativen entweder auf „Kultur“ reduziert, als neues Etikett für Gender Mainstreaming ausgegeben, oder sie sind an ihren eigenen Bedingungen eines „Alles oder Nichts“ gescheitert. Obgleich es von außen nicht immer einfach ist, zwischen Marketing-Maßnahmen und substantiellen Veränderungen zu unterscheiden, scheint es auch erfolgreiche Beispiele für DM-Projekte zu geben. Somit stellt sich die Frage, welche Zugänge – ob interkulturell oder diversitätsorientiert – sich in welchen Feldern besser bewähren. Beide Ansätze sind angesichts der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen aufgefordert, den Diskurs um soziokulturelle Vielfalt auf kreative Weise zu beflügeln, ihre Methoden transparent zu machen und lösungsorientierte Wirksamkeit zu zeigen.

Fußnoten:

¹ Vgl. etwa Bennet (1986), Hofstede (2001), Thomas/Kienast/Schroll-Machl (Hg.) (2003), Thomas (2005).

² Trompenaars (1997).

³ Hall/Hall (1990).

⁴ Vgl. dazu Rathje (2006).

⁵ Ansätze dazu finden sich beispielsweise bei Bolten (2001), Heimannsberg/Schmidt-Lellek (Hg.) (2000) und Sprung (2002).

⁶ Zu „Diversität“ vgl. etwa Stuber (2004), Thomas (2001).

Literatur:

- Bennet, Milton (1986): *A developmental approach to training for intercultural sensitivity*. International Journal of Intercultural Relations, 10(2), 179-195
- Bolten, Jürgen (2001): *Interkulturelles Coaching, Mediation, Training und Consulting als Aufgaben des Personalmanagements internationaler Unternehmen*. In: W. Schmeisser (Hg.): *Strategisches Personalmanagement in Globalen Unternehmen*. München
- Hall, E.T./Hall, M.R. (1990): *Understanding Cultural Differences*, Yamouth (Maine)
- Heimannsberg, Barbara/Schmidt-Lellek, Christoph (Hg.) (2000): *Interkulturelle Beratung und Mediation. Konzepte, Erfahrungen, Perspektiven*. Köln
- Hofstede, Geert (2001): *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management*. München
- Rathje, Stefanie (2006): *Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts*. Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht; zitiert aus: www.uni-jena.de
- Sprung, Annette (2002): *Interkulturalität – eine pädagogische Irritation? Pluralisierung und Differenz als Herausforderung für die Weiterbildung*. Frankfurt
- Stuber, Michael (2004): *Diversity. Das Potential von Vielfalt nutzen – den Erfolg durch Offenheit steigern*. München
- Thomas, Alexander (2005): *Grundlagen der interkulturellen Psychologie*. Nordhausen
- Thomas, Alexander/Kinast, Eva-Ulrike/Schroll-Machl, Sylvia (Hg.) (2003): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation, Band 1*. Göttingen
- Thomas, Roosevelt (2003): *Management of Diversity – Neue Personalstrategien für Unternehmen. Wie passen Giraffe und Elefant in ein Haus?* Wiesbaden
- Trompenaars, Fons (1997): *Riding the Waves of Culture*. London

Zum Umgang mit dem Wort „interkulturell“

Philipp Schmickl

Ich versuche mir einen interkulturellen Dialog¹ vorzustellen. (Nebenbei: Mein Textverarbeitungsprogramm kennt das Wort „interkulturellen“ nicht). Ich sehe zwei Personen, von denen ich nicht genau weiß, ob sie sich selbst als Privatpersonen repräsentieren oder ob sie Repräsentanten einer Organisation (im weitesten Sinne, d. h. auch Staaten oder Zusammenschlüsse von Staaten etc.) sind oder ob die eine nur sich und die andere „mehr“ repräsentiert².

Gegeben den Fall, dass zwei Privatpersonen einander gegenüber stehen und miteinander sprechen, kann man das als einen Dialog bezeichnen. Ab welchem Moment wird so ein Dialog interkulturell? Ist er es dann, wenn beispielsweise ein/e EngländerIn mit einem/r anderen EngländerIn, der/die nicht in England geboren wurde, eine Diskussion führt, oder mit einem Menschen, der keine englische Staatsbürgerschaft hat? Ist es auch ein interkultureller Dialog, wenn eine Abonnentin des Burgtheaters dem Demonstranten sagt, er solle da nicht so laut sein? Vielleicht ist es einer, wenn eine österreichische Studentin mit einem österreichischen Juden, der sich selbst als Wiener bezeichnet, in einem Interview über seinen religiösen Weg redet.

Stehen sich Repräsentanten von Organisationen gegenüber, wie zum Beispiel der Anführer der Hamas und der Chef der Fatah, spricht man da weniger von einem interkulturellen Dialog, als wenn einer der beiden sich mit Repräsentanten der Europäischen Union trifft? Oder analog zur ersten Situation, ist es bereits ein interkultureller Dialog, wenn die HOSI mit dem Sozialminister redet?

Der dritten Situation, eine offizielle Instanz spricht (eher zu als) mit einer privaten Person, ist eine Ungleichheit der Gesprächspartner inhärenter als den den ersten beiden. Ich denke dabei an eine Gerichtsverhandlung. Ist jene erst interkulturell, wenn die RichterIn aus Wien den jungen Mann aus Nigeria wegen „Dealens“ verurteilt oder bereits wenn sie eine Kärntnerin freispricht, weil die

Mengen an Cannabis, die sie bei sich hatte, zu gering für eine Verurteilung waren?

Durch die Beispiele zieht sich die Frage, welche Kriterien man für die Abgrenzung der handelnden Personen voneinander heranziehen soll, d. h. welche Dimension(en) hat „Kultur“, wenn das Wort in dem Begriff „interkulturell“ untergebracht wird? Meint man damit ethnische, religiöse, politische, nationale etc. Unterschiede? Die, wenn es um „Interkulturalität“ geht, eher ausgefallenen Beispiele der gesellschaftlichen Unterschiede innerhalb der Mehrheitsgesellschaft sind mir persönlich sehr wichtig. Ich denke, wenn der Begriff schon existiert, kann man ihn auch auf solche Dialoge anwenden. Wenn man das nicht können dürfte, müsste ich die Frage stellen, mit welcher Berechtigung er dann für Dialoge zwischen Menschen „unterschiedlicher Hautfarbe“ benutzt wird.

Worauf ich hinaus will: Wenn zwei WienerInnen aus unterschiedlichen sozialen Schichten miteinander reden, würden nur ganz wenige Menschen auf die Idee kommen, das als „interkulturellen“ Dialog zu bezeichnen. Wenn jener Dialog mit einem Attribut versehen wird, dann mit einem spezifischen. Im Gegenzug wird, wenn Menschen involviert sind, die nicht der Mehrheitsgesellschaft angehören, sehr selten genau definiert. Man gebraucht den Begriff „interkulturell“, weil dann eh jeder weiss, was gemeint ist. Ist das das Recht der „Leitkultur“ oder nur deren Ignoranz?

Dialoge ohne Präfix

Ich möchte nun auf die Dimensionen des Begriffes *Kultur* zurückkommen. Die Unterschiede religiöser, ethnischer, nationaler etc. Art lassen sich trotz allem viel bequemer als „kulturelle“ Unterschiede bezeichnen. Daraus folgt, dass man den Begriff nicht umgehen kann. Durch Präzisierungen wie „interreligiös“, „interethnisch“ oder gar „international“ wird die Bedeutung des Wortes „interkulturell“, das einschlägig (v. a. im grün-linken Spektrum positiv) konnotiert ist, in sperriger Weise abgeändert. Es versprüht nicht mehr den *esprit* einer bunten und pazifistischen „Verständigung zwischen den Völkern“.

Eine Frage, die mich noch beschäftigt, ist: Kann man die Bezeichnung „interkulturell“

nicht auch öfters einfach weglassen? Ein Dialog ist ein Dialog, das ist einfach. Er kann freundschaftlich oder gehässig ablaufen, positive oder negative Ergebnisse zeitigen. Diesen als „interkulturell“ zu bezeichnen bedeutet, ihm eine Tendenz zu geben, nämlich die oben erwähnte. Die Möglichkeiten des Dialoges werden somit (auf freundschaftlich-positive) eingeschränkt, vor allem in jenem Bereich, der von Festen begleitet ist.

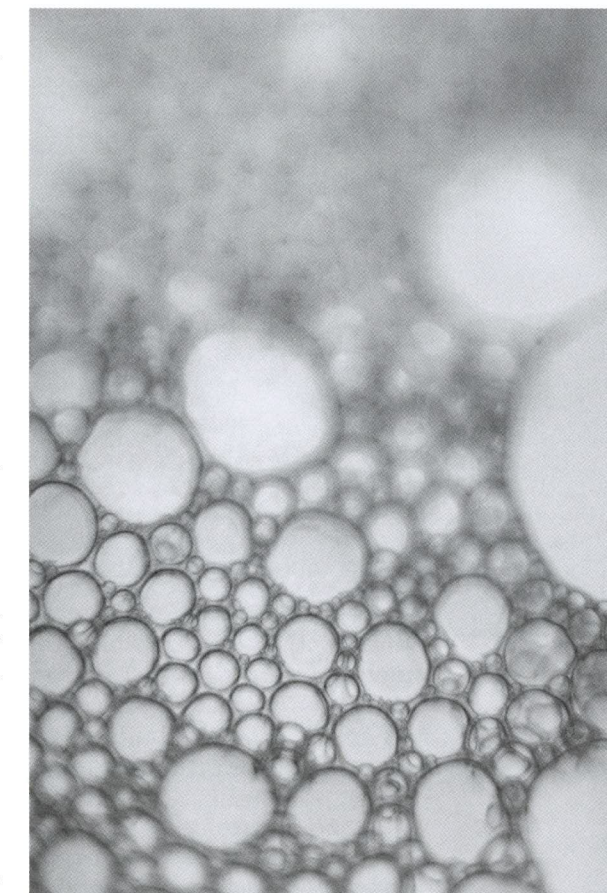
Wenn man das Präfix „interkulturell“ weglässt, bleibt der Dialog, so wie ihn die Menschen „hierzulande“ untereinander führen. Ich finde, das kann man getrost auch Menschen zugestehen, von denen man denkt, dass sie von einem selbst verschieden sind.

Fußnoten:

¹ Zur Vereinheitlichung verwende ich „Dialog“ für jegliche Art verbalen Austausches.

² Es ist zu beachten, dass diese drei Situationen nur als vereinfachte Beispiele dienen sollen und demnach die Realität nuancenlos und rudimentär zu imitieren versuchen.

Philipp Schmickl
ist Student der Kultur- und
Sozialanthropologie in Wien.



Wie lässt sich Kritik an Zwangsheiraten, Genitalverstümmelungen oder patriarchalen Familienmustern üben, ohne Stereotypisierungen und einer simplen „West is best“-Attitüde Nahrung zu geben? Und umgekehrt: Wann führt der eigene Anspruch, unterschiedliche Vorstellungen vom richtigen Leben zu respektieren, zur Aufgabe eines kritischen Blicks auf die Situation von Frauen in Minderheiten?

Multikulturalismus im Widerstreit

Ein Bericht über den Workshop „Gender, Culture, and Sexuality“

Ines Rössl

Am 4. Mai 2007 fand an der Universität Wien ein Workshop zum Thema „Gender, Culture, and Sexuality“ statt. Vier Vorträge von internationalen Wissenschaftlerinnen (Anne Phillips, Ayşe Çağlar, Nükhet Sirman und Elisabeth Holzleithner) und rege Diskussionen widmeten sich unter anderem dem Verhältnis zwischen Multikulturalismus und Feminismus, der Bedeutung von „Kultur“ in staatlichen Institutionen und politischen Dynamiken sowie der Position sexueller Minderheiten.

Organisiert wurde der Workshop vom Team des Forschungsprojekts „Multikulturalismus im Widerstreit: Geschlechteregalität, kulturelle Diversität und sexuelle Autonomie in der EU“. Dieses Projekt versucht durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen zwei Sozialanthropologinnen (Sabine Strasser, Christa Markom) und zwei Rechtstheoretikerinnen (Elisabeth Holzleithner, Ines Rössl) einen frischen Blick auf umstrittene Felder der Multikulturalismus-Debatte zu werfen.

Theorien und Interventionen

Fragen des Umgangs mit Differenzen und (ethnischen, religiösen, sexuellen, sozialen) Minderheiten sind in allen europäischen Staaten relevant. Die so genannte multikulturelle Gesellschaft ist also eine Realität, in der Ansprüche auf Toleranz bzw. Anerkennung artikuliert werden und soziales Machtungleichgewicht zur Debatte steht. Welche Art der Politik ist einer multikulturellen Gesellschaft angemessen? Eine mögliche Antwort darauf liefern multikulturalistische Theorien. Diese Ansätze politischer Philosophie fordern eine Unterstützung von „kulturellen“ Gruppen, sei es durch Fördermaßnahmen, Sonderregelungen (etwa eigene Schulen oder Ausnahmen von Kleidervorschriften), die Anwendung eines spezifischen Rechtsbestands (etwa eines religiösen Ehe- und Scheidungsrechts) oder gegebenenfalls auch einen gewissen Grad an Selbstverwaltung.

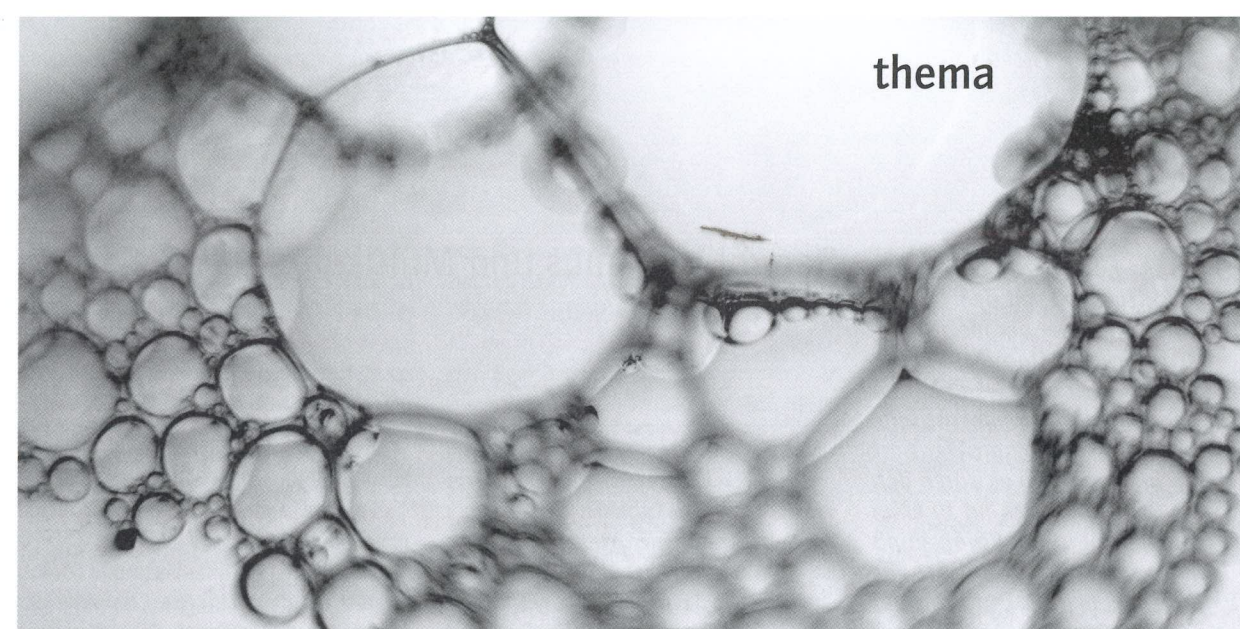
Susan Moller Okin wies bereits 1999 in ihrem aufsehenerregenden Artikel *Is Multiculturalism Bad for Women?* auf mögliche Risiken multikulturalistischer Anerkennungspolitik hin. Ihrer Ansicht nach würden multikulturalistische Theorien die ungleichen geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse innerhalb von Gruppen

vernachlässigen. Die Unterstützung marginalisierter Gruppen könne daher die Gefahr mit sich bringen, patriarchale Strukturen innerhalb dieser Minderheiten zu reproduzieren und gegebenenfalls sogar Gewalt gegen Frauen unter Rückgriff auf „Kultur“ zu rechtfertigen.

Das so formulierte Spannungsverhältnis zwischen Feminismus und Multikulturalismus bewegt seitdem die theoretischen Diskussionen. In den öffentlichen – und insbesondere medialen – Debatten über Kopftuchzwang, Zwangsheiraten und Ehrenmorde bekommt das Ansprechen von Gewalt an Frauen allerdings häufig eine fremdenfeindliche Schlagseite. Das Bild der von „ihrer Kultur“ unterdrückten Migrantin wird zum Aufhänger ressentimentgeladener Diskurse über die vermeintliche „Integrationsunwilligkeit“ und „Rückständigkeit“ von ethnisch und/oder kulturell markierten Minderheiten.

Angesichts eines derartigen gesellschaftlichen Klimas befällt viele Feministinnen ein Gefühl der Lähmung: Wie lässt sich Kritik an Zwangsheiraten, Genitalverstümmelungen oder patriarchalen Familienmustern üben, ohne Stereotypisierungen und einer simplen „West is best“-Attitüde Nahrung zu geben? Und umgekehrt: Wann führt der eigene Anspruch, unterschiedliche Vorstellungen vom richtigen Leben zu respektieren, zur Aufgabe eines kritischen Blicks auf die Situation von Frauen in Minderheiten?

Anne Phillips (Gender Institute, London School of Economics) fasste den Status quo der Debatte über das Verhältnis zwischen Multikulturalismus und Feminismus zusammen und stellte in diesem Zusammenhang fest: Sowohl die feministische Kritik an patriarchalen Traditionen ethnisch/kulturell markierter Minderheiten als auch die multikulturalistische Forderung nach einem „Recht auf Kultur“ können unter Umständen zu kulturalistischen Zuschreibungen führen. Darunter versteht man die Identifikation von Individuen mit „einer“ bestimmten „Kultur“. Dies führt beispielsweise zu der Tendenz, das Verhalten von Angehörigen ethnischer Minderheiten allein durch „ihre Kultur“ zu erklären sowie die Widersprüchlichkeit und Veränderlichkeit kultureller Normen zu leugnen. Vor der Gefahr dieser kulturalistischen Zuschreibungen sind weder der Multikultu-



ralismus gefeit noch die feministische Kritik daran; beide machen „die Kultur der Anderen“ zum Hauptaugenmerk ihres Interesses.

Daraus kann aber, wie Anne Phillips meint, nicht der einfache Schluss gezogen werden, dass soziale und kulturelle Differenzen überhaupt nicht Thema der Diskussionen über Gewalt an Frauen sein sollten. Würde man beispielsweise gänzlich darauf verzichten, über Verbrechen im Namen der Ehre als solche zu sprechen, und sich statt dessen bloß auf das allgemeine Problem von familiärer Gewalt konzentrieren, könne man zwar vielleicht das Problem von Stereotypisierungen umschiffen, aber man wäre möglicherweise nicht in der Lage, adäquate Präventions- und Interventionsmaßnahmen vorzuschlagen.

Festschreibung von „Kultur“

Die Problematik der Geschlechterhierarchien innerhalb von ethnischen/kulturellen Minderheiten ist mittlerweile fixer Bestandteil multikulturalistischen Theoretisierens. Die Position sexueller Minderheiten wird in den Multikulturalismus-Debatten hingegen kaum thematisiert. Dabei muss man z. B. nur an die offizielle Position der katholischen Kirche denken, um sich darüber klar zu werden, dass Schwule und Lesben in vielen religiösen oder kulturellen Gruppen überhaupt keinen Platz haben.

In ihrem Vortrag mit dem Titel „Queering Multiculturalism“ wies Elisabeth Holzleithner (Institut für Rechtsphilosophie, Religions- und Kulturrecht, Universität Wien) auf diese Blindheit der Debatten hin. Gleichzeitig entlarve das Thema „Homosexualität“ das gängige Bild von der moralisch überlegenen, „liberalen“ Mehrheitsgesellschaft. Schließlich ist z. B. homosexuellen Paaren in den meisten Staaten Europas von Rechts wegen die Anerkennung in Form einer Ehe verwehrt.

Ayşe Çağlar (Department of Sociology and Social Anthropology, Central Euro-

pean University Budapest) konzentrierte sich in ihrem Vortrag darauf, wie die Berücksichtigung von „Kultur“ letztlich zu ihrer Festschreibung führen kann. Sie beleuchtete das deutsche Internationale Privatrecht, welches (im Übrigen wie das österreichische) bei Scheidungsverfahren primär an die Staatsbürgerschaft der EhepartnerInnen anknüpft. Das bedeutet, dass z. B. auf die Scheidung eines Türken und einer Türkin, die bereits seit Jahren in Deutschland leben, türkisches Scheidungsrecht anzuwenden ist. Deutsche Gerichte haben in diesem Fall türkisches Recht anzuwenden. Dabei fließen bestimmte Vorstellungen über die Türkei in die Rechtsanwendung ein. Ayşe Çağlar nannte dies als ein Beispiel dafür, wie Institutionen „Kultur“ herstellen und mit ihr operieren.

Multikulturalismus als Instrument?

Der Vortrag von Nükhet Sirman (Department of Sociology, Boğaziçi University Istanbul) zeigte deutlich, wie wesentlich es ist, einen genauen Blick auf den konkreten politischen Kontext zu werfen, um verstehen zu können, wann und wie Menschen das Argument „kultureller Differenz“ heranziehen. Nükhet Sirman analysierte, wie in der Türkei die Diskurse über sexuelle Gewalt und Verbrechen im Namen der Ehre eng verwoben sind mit dem kurdisch/türkischen Konflikt.

Nükhet Sirman betrachtete Multikulturalismus in erster Linie als ein strategisches Instrument, das von politischen AkteurInnen für unterschiedliche Ziele eingesetzt werden kann. Gegenüber der Frage, ob der Multikulturalismus eine brauchbare Theorie sei, um die Emanzipation von Minderheiten zu befördern und Homogenisierungen zu vermeiden, zeigte sich Nükhet Sirman allerdings eher skeptisch. Auch Ayşe Çağlar und Anne Phillips sprachen die problematischen Aspekte multikulturalistischer Ansätze an.

Eine Einschätzung aus gänzlich anderer Perspektive tut sich auf, begibt man sich in den Kosmos der „Queer Theory“. Elisabeth Holzleithner stellte in ihrem Vortrag einen Vergleich zwischen Multikulturalismus und Queer Theory an. Multikulturalistische Ansätze wären pragmatisch und kompromissbereit. Ihnen ginge es um Respekt gegenüber kulturellen Normen betreffend Familie und Sexualität, der nur dann seine Grenze finden soll, wenn eine augenscheinliche Unterdrückung von Frauen oder von Minderheiten innerhalb der Minderheit vorliegt. Das heißt, die heterosexuelle Matrix sowohl von Minderheiten- wie von Mehrheitstraditionen ist aus multikulturalistischer Sicht zumindest hinzunehmen, wenn nicht sogar aktiv zu bewahren. Dies widerspreche geradezu naturgemäß den Anliegen von Queer Theory: Was diese Theorie für viele so anziehend macht, ist gerade die Radikalität, mit der die Infragestellung aller gesellschaftlichen Wahrnehmungsmuster (etwa männlich/weiblich) und Normen betrieben wird. Für Kompromisse ist da kein Platz. Für Rücksichtnahmen auf irgendwelche Befindlichkeiten oder patriarchale, heterosexistische Traditionen schon gar nicht. Demgegenüber nehmen sich die multikulturalistischen Theorien in den Worten Elisabeth Holzleithners „ernüchternd“ aus: In ihrem Bemühen um zielführende Kompromisse verweisen sie auf die politische und gesellschaftliche Realität, in der Veränderungen langsam vonstatten gehen.

Informationen zum Forschungsprojekt „Multikulturalismus im Widerstreit: Geschlechteregalität, kulturelle Diversität und sexuelle Autonomie in der EU“ unter: www.univie.ac.at/node-cmc und zu „NODE“, dem Forschungsschwerpunkt des Wissenschaftsministeriums, in dessen Rahmen das Projekt gefördert wird, unter: www.node-research.at

Die Frage nach der Anerkennung der Kultur wird seit den 1980er Jahren zu einer der meistdiskutierten Fragen. Und diese Frage stellen sich mehr oder weniger alle Länder, die durch demokratische Institutionen charakterisiert sind und in denen es durch den Prozess der Globalisierung zu einer Heterogenisierung der Bevölkerung kommt. Fast überall wird der Partikularismus bejaht. Dafür gibt es viele Gründe. An erster Stelle steht sicherlich die Tatsache, dass sich der Universalismus, so wie dieser in den letzten paar hundert Jahren propagiert wurde, mehr und mehr als spezifischer „westlicher Universalismus“, das heißt als eine Abart von Partikularismus, herausstellt.

Republikanismus und Multikulturalismus

Ljubomir Bratić

Unter dem Begriff *Universalismus* versteckten und verstecken sich ethnozentrische Interessen westlicher Gesellschaften mit dem Zweck, die Welt zu kolonisieren. Was auch gelungen ist, denn es kann jetzt ohne Weiteres von einem System des Kapitalismus gesprochen werden, das sich weltweit durchgesetzt hat und die ganze Zeit mit bestimmten universalistischen Vorstellungen verbunden war.¹

Der öffentliche Raum ohne Differenzen

Wie ist es aber mit und in Österreich? Österreich ist nach geographischer Lage, Geschichte und einer bis in die 1990er Jahre hineinreichenden Tradition von Asylerteilung unbestritten ein Einwanderungsland. Es ist ein Land, in dessen Geschichte Phasen von Auswanderung und Einwanderung ohne große Schwierigkeiten nachweisbar sind. Es kann weiters festgestellt werden, dass es seit den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Arbeitsmigration nach Österreich gibt. (Um diese Kontinuität nachzuweisen, genügt es, die Gesetzestexte durchzublättern, die zur Regulierung dieser Migration, egal ob Aus- oder Einwanderung, dienen.) Diese Einwanderungsphase dauert bis heute, obwohl offiziell seit den 1970er Jahren ein Einwanderungsstopp herrscht und es seit den 1990ern einen Bruch gibt mit der am System der Menschenrechte orientierten Asylpolitik.

Politisch betrachtet besteht in der Zweiten Republik eine von oben installierte republikanische Tradition, deren Funktion bezüglich der MigrantInnen darin bestehen soll, diese in einen nationalen monolingualen Raum zu integrieren. Die Säulen der republikanischen Auffassung sind einerseits die Staatsbürgerschaft, wie im §7 des Bundesverfassungsgesetzes Österreichs steht: „Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetz gleich“, und andererseits ein starker Staat, der imstande ist, die Gesetze zwecks An- und Ausgleich durchzusetzen. Es handelt sich um Gesetze, die allen anderen, die nicht zu den StaatsbürgerInnen gehören, ganz bestimmte Normen oktroyieren. Ein/e MigrantIn hat somit ein Recht auf Differenz, nur wenn er/sie zur StaatsbürgerIn wird. Die Bedingung lautet, dass er/sie die soziopolitischen und kulturellen Normen der *Republik* Österreich akzeptiert.² Einen anderen Weg gibt es nicht. Die Differenzen zwischen den

StaatsbürgerInnen spielen in diesem Modell keine öffentliche demokratische Rolle. Sie sind zwar existent, aber sie gehören in eine private Sphäre.

Die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre ist die wichtigste Charakteristik bürgerlicher Demokratien. Die Differenzen sind dabei nur ein Teil des individuellen Lebens.³ Der öffentliche Raum ist der Raum der *Gleichheit*. In dieser bürgerlichen Öffentlichkeit gibt es keinen Platz für „Mitgebrachtes“, für identitäre, religiöse, ethnische, geschlechtsspezifische usw. Merkmale. Der Grund dafür liegt darin, dass diese Charakteristika in diesem Raum der „Gleichheit“ nicht zu Charakteristika von allen werden können. Ihr Spezifikum ist genau jenes, nur für bestimmte Gruppen gelten zu können. Der Raum, der mit bürgerlicher Öffentlichkeit entsteht, ist gerade jener, der es – mittels staatlicher Techniken der Normierung – für sich beansprucht, die BürgerInnen zu StaatsbürgerInnen, zu Teil-NehmerInnen der Demokratie zu formen. In diesem Raum wird stets von einer Identität ausgegangen, eine bestimmte, für alle einheitliche Identität angenommen und keine mitgebracht.⁴

Differenzen haben hier einen Platz nur insofern, als sie die Idee der republikanischen öffentlichen Wirksamkeit nicht politisch tangieren. Die berühmteste Aussage in diesem Kontext ist jene von Thomas Jefferson⁵, der sagte, es sei ihm egal, ob sein Nachbar zwanzig Götter ehre, solange dieser nicht versuche, diesen Glauben auch ihm aufzuzwingen – und ihm, Jefferson, daraus ein individueller materieller Nachteil erwachse. Die Betonung liegt hier genau auf diesem, nicht explizit ausgesprochenen Aufzwingen. Die Frage ist: Wer zwingt wem, wo und – vor allem – was auf? Denn es gibt nicht nur Tom und Jerry, sondern vor allem das Rundherum, den Raum, der sie zu Nachbarn, zu zwei aufeinander angewiesenen Individuen macht. Das ist der Rahmen, in dem sie weder Kater Tom noch Maus Jerry sein können, sondern nur Teilnehmer an einer allen gemeinsamen, Öffentlichkeit – eben an dem bürgerlichen Haushalt, wie in dem Zeichentrickfilm. Unabhängig davon, ob ihnen so etwas bewusst ist oder nicht. Es handelt sich um eine Gleichheit – gegenüber dem Staat und als deren Untertanen –, die den Streit zwischen Katze und Maus erst zu einem

öffentlichen Streit macht und dafür sorgt, dass sie bis zum Messer streiten können, ohne einen Krieg zu führen (obwohl im Film genau diese Grenze andauernd in Frage gestellt wird, was auch die Faszination dieses Streifens bis heute ausmacht). Bürgerliche Öffentlichkeit ist vor allem eine Öffentlichkeit, die dazu dient, den potenziellen Bürgerkrieg zum Bürgerstreit zu stilisieren.⁶

Identität als kollektive Eigenschaft

Die Vorteile und wohl auch die Mängel dieses Modells gehören weniger auf der Ebene der hohen Prinzipien unter die Lupe genommen, als vielmehr auf irdischer Ebene nach historischen Gegebenheiten untersucht. Wobei die Fragen nach der konkreten Umsetzung als Leitprinzipien einer solchen Untersuchung fungieren sollten.

In der Habsburger Monarchie half z. B. ein verkürzter und umgestellter republikanischer und aufklärerischer Ansatz Joseph II., am Ende des 18. Jahrhunderts die Einflussgebiete der Adeligen und der Kirche zu verdrängen, um eine Zentralisierung des Staates zu erreichen. Im Unterschied zu Frankreich, von wo diese Idee ihren europäischen Ausgang genommen hatte, konnte Joseph II. in seinem „Vielvölkerreich“ keine vollständige Homogenisierung der Bevölkerung erreichen. Die Ungarn blieben Ungarn und die Tschechen Tschechen. Das politische Verwaltungsprojekt jedenfalls war und ist geblieben das eines Volkes auf einem Territorium. Selbst dann, als dieses Territorium durch die Staatsraison auf Mehrheiten und Minderheiten parzelliert war.

Das Universelle wird schon mit der Französischen Revolution fix an das Nationale gebunden. Dass dies nach wie vor wirkt, bewiesen Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre die DDR-BürgerInnen. Die DemonstrantInnen änderten innerhalb weniger Monate ihre Parole „Wir sind das Volk!“ zu „Wir sind ein Volk!“ um. Ob die 100 DM Begrüßungsprämie, die sie beim Grenzübergang nach Westdeutschland bekamen, dabei eine Rolle spielte, lässt sich allerdings nur vermuten.

Die Situation änderte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Schon vorher war es zur Dekonstruktion von bürgerlichen Universalismusvorstellungen gekommen. Zwei Namen stehen dafür: Karl Marx, der die Einheitlichkeit der Gesellschaft auseinander dividierte, und Sigmund Freud, der das Gleiche mit dem Individuum veranstaltete. So wenig es eine kompakte Gesellschaft gibt, so wenig gibt es ein ganzes, einheitliches Individuum. Die Gesellschaft ist durchzogen

von Klassenkämpfen, und das Individuum, das Ich, ist ein Spielball von Es und Über-Ich. Ungefähr zur gleichen Zeit wie Freud in Wien führte in Chicago George Herbert Mead den Begriff der persönlichen Identität in die soziologische Diskussion ein. Persönliche Identität entsteht im Prozess der Sozialisation durch Spiel und Spracherlernung. Der Begriff „Identität“ ist einer, der bis heute wirkt und der schon längst die engen sozialwissenschaftlichen Grenzen verlassen hat. Heute wird Identität nicht mehr nur auf der persönlichen Ebene begriffen (wie dies der linke Behaviorist Mead tat), sondern als eine kollektive Eigenschaft.

Wie kam es zu einer derartigen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Zwei Bücher sind in diesem Zusammenhang als Schlüsselwerke zu begreifen. Erstens Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* aus dem Jahr 1949 und zweitens Frantz Fanons *Die Verdammten dieser Erde* aus dem Jahr 1961.⁷

Beide Bücher gehen davon aus, dass die Unterdrückung mit einer Zuschreibung des „Anderen“ beginnt. Das erste Buch postulierte die Andersartigkeit der Frau und setzte damit den Grundstein für den Feminismus, sicherlich eine der wichtigsten Emanzipationsbewegungen im 20. Jahrhundert. Und das zweite setzte mit dem Gedanken der Zuschreibungen den wichtigsten ideologischen Schritt – einerseits für die antikolonialistischen Bewegungen und andererseits für die schwarze Bürgerrechtsbewegung in Amerika und in Nachfolge davon weltweit.⁸ Die Transformationen der schwarzen Bürgerrechtsbewegung können wir entlang deren Selbstbezeichnungen nachvollziehen. Während die BürgerrechtlerInnen in den 1960er Jahren in den USA für sich den Namen „black“ reklamierten und durchsetzten, wird heute nach dem Namen „Afro-AmerikanerInnen“ verlangt; in der Folge daraus in Deutschland nach dem Begriff „Afro-Deutsche“. In Österreich ist der Begriff „Afro-ÖsterreicherInnen“ kaum gebräuchlich.

Alle diese Begriffe markieren aber einen ganz bestimmten Weg der soziopolitischen Kämpfe. Wie kommt es zu dieser Kampfrichtung? Was hat sich so grundsätzlich in der alten republikanischen Idee von Thomas Jefferson geändert, dass sie nicht mehr funktioniert? Warum diese zunehmende Forderung nach Differenz?

Diskrepanz zwischen Prinzip und Praxis

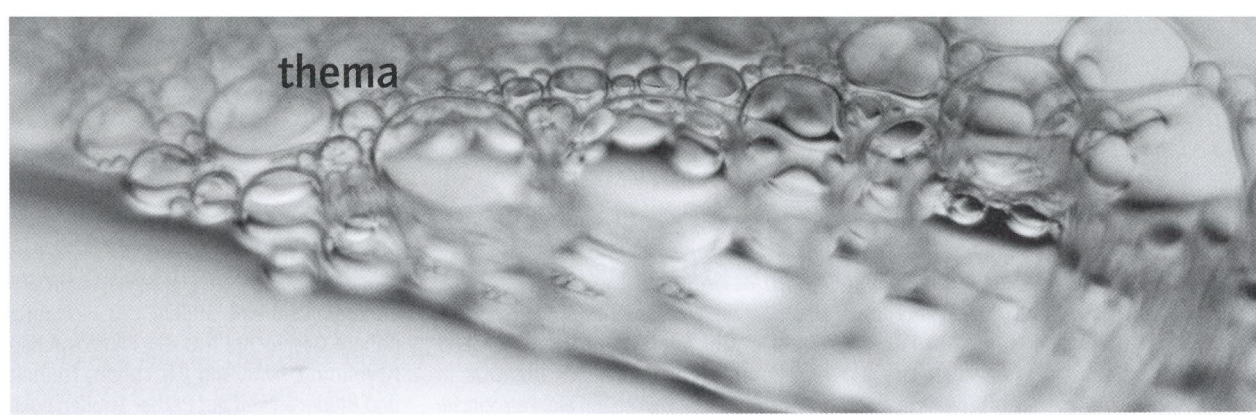
Ein kurzer Hinweis auf Jefferson genügt, um eine andere verborgene Geschichtslinie zu

markieren. Während er groß die Menschenrechte postulierte, ließ er die Sklaven für sich arbeiten. Und eine andere, uns in Europa nähere Geschichte aus der Französischen Revolution: Während Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit auf Pariser Straßen noch mit revolutionärem Eifer gefeiert wurden und das partikuläre französische Volk als Träger der universalen Ideen ganz Europa zu übernehmen drohte, verweigerte der Konvent dieses Recht dem von diesen Ideen inspirierten Toussaint L'Ouverture, dem schwarzen Revolutionsführer auf Haiti. Die Träger einer Revolution im Namen der *Gleichheit aller* versuchten, diese Revolution in Namen der *Gleichheit überall* erfolglos zu unterdrücken.

Der in der Praxis entstandene Riss zwischen den hohen Idealen und der irdischen, brutalen Umsetzung, war sichtbar. Wie schon erwähnt: Die Prinzipien sind zu berücksichtigen, aber eine alleinige Konzentration auf sie, ohne Berücksichtigung der historischen und praktischen Gegebenheiten – Umsetzungsversuche und Rückschritte –, führt zur Verfälschung der Geschichte des Kampfes um die Gleichheit und Freiheit aller Menschen. Das traditionelle republikanische Modell der Gesellschaft gerät in die Krise gerade aufgrund der Diskrepanz zwischen hohen Idealen und niedrigen interselektierten Umsetzungen.

Kurz, die Gleichheit für alle innerhalb eines politischen Raumes bleibt ein leeres Versprechen. Nicht nur am Anfang, wie die obigen Beispiele zeigen, sondern bis heute. Die Legitimität des Herrschaftssystems gerät dadurch ins Schwanken. Die Möglichkeit einer Hegemonie in dem Sinne, dass die Herrschaft dann am stärksten ist, wenn sie niemand bemerkt, schwindet. Die Desorientierungsprozesse und Apolitisierungstendenzen sind ein Ergebnis davon. Ein anderes ist, dass die Forderungen nach Anerkennung lauter werden und Individuen und Gruppen als Träger dieser Forderungen sich politisch organisieren. Denn die formale Gleichheit durch das Gesetz wird durch die reale Diskriminierung mancher gesellschaftlichen Gruppen – die sich sowohl wirtschaftlich als auch kulturell äußert – erkaufte. Diese Einsicht führt zu einer neuen politischen Ausgangslage. Die Erkenntnis zum Beispiel, dass das Geschlecht eine Konstruktion zwecks Diskriminierung ist, führt, einmal entdeckt, zu politischen Aktivitäten, die das bis dahin vermeintlich für alle geltende Ganze in Frage stellen. Und genau das Gleiche passiert mit der Erkenntnis der anderen Minderheiten: Die Gesellschaft tut ihnen durch die Nicht-Anerkennung reale Gewalt an. In

Ljubomir Bratić
ist Philosoph und freier Publizist.



einem Ausmaß, dass ihre Identität davon Schaden nimmt.⁹ Für das Letztgenannte hat Charles Taylor in seinem einflussreichen Buch *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung* eine theoretische Fundierung geliefert. Es sind Forderungen nach sozialer Gleichheit, die hier gestellt werden. Und wenn wir sie genau betrachten, durchaus in republikanischen Sinne verstehbar. Wären alle Menschen gleich gewesen, wären auch diese Forderungen überflüssig.

Wie reagiert das System darauf? Mit Torschlusspanik! Es wird der Untergang der Nation postuliert. Mehr noch, nach dieser Art der Polemik gegen den Multikulturalismus geht der ganze Westen unter. Das ist der Tenor der Rechten. Die Linken, wobei hier an die traditionelle Linke gedacht wird, ziehen sich meistens mit dem Argument zurück, dass dieser Anspruch im Gesamtzusammenhang des Klassenkampfes wertlos oder aber fraktionierend sei.

Der real existierende Multikulturalismus

Wie ist es aber in Österreich? Ist Österreich ein multikulturelles Land? Oder gibt es in Österreich ein Problem mit dem Multikulturalismus? Die Antwort auf die zweite Frage kann, wenn wir die Geschichte Österreichs betrachten, nur bejahend sein. Darüber hinaus ist zu bemerken, dass die Geschichte in Österreich bis heute eine sehr wichtige Rolle spielt und bis heute ein umkämpftes ideologisches Gebiet darstellt.

Ein Vielvölkerstaat, dessen sozialdemokratische Denker sich schon sehr früh mit den Problemen der Nation und Sprache auseinander gesetzt haben. Österreich blickt auf die Vergangenheit als Vielvölkerstaat, als austrofaschistische Diktatur, als Nazi-provinz Ostmark, als Besatzungsland, als Zweite Republik und seit 1995 als Teil der Europäischen Union. Diese Begriffe sind die Richtlinien, entlang derer die Frage nach einem spezifischen Multikulturalismus in Österreich zu beantworten wäre: einem real existierenden, aus der geschichtlichen Notwendigkeit entstandenen Multikulturalismus und nicht einem politischen Multikulturalismus in Sinne einer bewussten Forderung der Anerkennung. Es handelt sich um ein pragmatisches Arrangement mit den vorhandenen Zwängen und kaum um die

bewusste Forderung der Differenz zwecks Demokratisierung der Gesellschaft. Die anderen sozialen Zusammenhänge, aus denen sich dieser real existierende Multikulturalismus Österreichs ablesen lässt, sind außerdem außenpolitisch Südtirol und innenpolitisch die anerkannten Minderheiten. Und nicht zuletzt die *neuen* Minderheiten, die aufgrund der gescheiterten Integrationsbemühungen entstanden sind – in einem Land, das trotz offensichtlicher Tatsachen seit 50 Jahren von sich behauptet, kein Einwanderungsland zu sein. Diese „Herden“ gesellen sich zu den anderen Minderheiten, die aufgrund der Individualisierungs- und Globalisierungstendenzen ihre politischen Subjektivierungen erreicht haben.

Die *Initiative Minderheiten*, die 1991 gegründet wurde, konstituierte sich um einen breiten Minderheitenbegriff, der lautet: „Eine Minderheit sind Menschen, die aufgrund ihrer ethnischen, sozialen oder religiösen Zugehörigkeit oder sexueller Orientierung Diskriminierung erfahren. Diskriminierung ist politisch als Ausschluss von bestimmten Rechten zu sehen, sozial als die Erfahrung von Vorurteilen und Ausgrenzungen. Dazu gehören in Österreich unter anderen die gesetzlich anerkannten Volksgruppen ebenso wie die MigrantInnen und Flüchtlinge, Lesben und Schwule, Menschen mit Behinderung. Die Grundlage für diese Definition ist nicht die geringere Zahl der Gruppenmitglieder, sondern ihre geringere Macht gegenüber einer hegemonialen Mehrheit. Diese Betonung der gemeinsamen Anliegen blendet die Unterschiede, die verschiedenen Anliegen, Probleme und Bedürfnisse der einzelnen Gruppen nicht aus.“¹⁰

Ein real existierender Multikulturalismus hat in Österreich eine mehrere Jahrhunderte andauernde Tradition. Ihre Anfänge hat sie in den Toleranzpatenten von Joseph II., und ihren derzeitigen Brennpunkt bildet die Frage, ob Österreich ein Einwanderungsland ist oder nicht.

Fußnoten:

¹ Vgl.: Wallerstein, Immanuel: *Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus*. Berlin 2007: 8.

² Ein überwiegender Teil der gesetzlichen Regelungen, die unter den Begriff „Fremdengesetzgebung“ subsumiert werden, sind Beschränkungsregelungen. Es handelt sich um

eine Parallelgesetzgebung zwecks Erhaltung der „öffentlichen Sicherheit“. Diese Sicherheit und der Ordnungsbegriff, der daraus folgt, gehen von StaatsbürgerInnen aus und sollen dessen Gemeinwesen dienlich sein. Etienne Balibar spricht in diesem Zusammenhang von „Apartheid“ (Balibar, Etienne: *Sind wir Bürger Europas? Politische Integration, soziale Ausgrenzung und die Zukunft des Nationalstaates*. Hamburg 2003: 89).

³ So wie z. B. die Religion einer sein sollte, würden wir tatsächlich in einem säkularen Staat leben. Was Österreich betrifft, ist festzustellen, dass hier nach wie vor die katholische Kirche dominiert. Es ist kein Zufall, dass auf dem offiziellen Logo Wiens der Stephansdom und das Riesenrad zu sehen sind. Es handelt sich um die Symbole der Religion und Säkularität. Insbesondere wenn wir berücksichtigen, dass Joseph II. mit dem Prater im Jahr 1776 seine ehemaligen Jagdgebiete für das Volk als Erholungsgebiet eröffnete.

⁴ Genau in diesem Punkt liegt die ideologische Grundlage der Forderung nach der Integration der MigrantInnen. Es wird angenommen, dass sich die Mehrheitsangehörigen innerhalb dieses Rahmens befinden, während die MigrantInnen mit der nie endenden Forderung konfrontiert werden, sich vom Mitgebrachten (Kultur, Identität, Werte, Verhaltensweisen usw.) zu trennen.

⁵ „Es schadet mir jedoch nicht, wenn mein Nachbar behauptet, es gebe zwanzig Götter oder gar keinen Gott. Das leert mir nicht die Taschen und bricht mir kein Bein“ (Jefferson, Thomas: *Betrachtungen über den Staat Virginia*. Zürich 1989: 331).

⁶ Vgl. Koselleck, Reinhardt: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. Freiburg/München 1959.

⁷ Wir könnten uns hier auch fragen, ob es Zufall war, dass der Lebensgefährte von Simone de Beauvoir, Jean Paul Sartre, das Vorwort für Fanons Buch schrieb – und so zur weltweiten Popularität des Buches nicht unwesentlich beitrug. Eine andere Frage ist, ob er tatsächlich mit dem, was in dem Buch stand, auch etwas hatte anfangen können.

⁸ Obwohl von AutorInnen nicht beabsichtigt, entwickelte sich ausgehend von der Frage nach Zuschreibungen der Gedanke einer kollektiven Identität in Richtung essentialistischer Identitätspolitik. Vgl.: Kastner, Jens Petz: *Kein Wissen, sondern Positionierung. Zur Geschichte der Identitätspolitik*. Verfügbar unter www.arranca.nadir.org/arranca/articke.do?id=23 (20. 3. 2007).

⁹ Die Tatsache, dass das republikanische Modell in seiner Symbiose mit dem Nationalstaat einerseits durch die Globalisierung und andererseits durch die Individualisierung auch in Frage gestellt wird, soll hier nur erwähnt werden.

¹⁰ Vgl.: www.initiative.minderheiten.at (27. 5. 2007).

Abgebrannt

Erwin Riess

An einem schwülen Maitag des Jahres 2007 wartete Groll vor dem Eingang des Gymnasiums Ödenburgerstraße. Ungeduldig drehte er mit dem Rollstuhl kleine Runden. Als der Dozent mit dem Fahrrad auftauchte, fuhr er ihm entgegen.

„Ich bin sofort nach Ihrem Anruf aus Hietzing weggefahren“, rief der Dozent. „Es ging nicht schneller.“

„Sie waren so schnell wie noch nie. Danke, verehrter Dozent.“

Der Dozent stieg vom rollenden Rad ab und lief ein paar Schritte auf Groll zu. „Es ist unglaublich! Was da geschehen ist, kann nur als Katastrophe bezeichnet werden, geschätzter Groll. Sie sehen mich fassungslos.“

„Mit der Katastrophe mögen Sie recht haben, aber innerhalb dieser Kategorie muss man doch sagen, dass es noch glimpflich abgegangen ist. Mit ein wenig Pech hätte es Tote gegeben, neun Tote.“

„Von einer glimpflichen Katastrophe habe ich noch nicht gehört“, sagte der Dozent. „Aber es ist gut, dass Sie der Sache noch etwas Positives abgewinnen können.“ Der Dozent schob das Rad neben Groll, der wieder den Weg zum Schuleingang eingeschlagen hatte. „Wissen Sie denn, wie das Ganze sich zugetragen hat?“

„Meine Mutter wollte Sonntagsmorgen das Gefrierfach des Kühlschranks abtauen. Wie Sie wissen, ist meine Mutter, wiewohl dreiundachtzigjährig, eine willensstarke und ungeduldige Frau. Sie hätte ihr schweres Leben ohne diese Eigenschaften niemals meistern können. Sie ist aber nicht nur resolut und von schnellem Entschluss, sie ist auch experimentierfreudig. So näherte sie sich dem geöffneten Gefrierfach mit einer brennenden Kerze. Die Idee war, die Kerze ins Gefrierfach zu stellen, die Tür halb zu schließen und abzuwarten, bis das Eis geschmolzen ist.“

„Eine kühne Vorgangsweise“, sagte der Dozent.

„Noch bevor meine Mutter die Kerze im Gefrierfach verstauen konnte, schoss eine meterlange Stichflamme aus dem Kühlschrank. Meine Mutter prallte zurück, der Kunststoff des Kühlschranks tropfte auf das Linoleum, das seinerseits sofort Feuer fing. Im Nu stand die kleine Küche in Flammen.“

Meine Mutter stürzte ins Wohnzimmer, rief – so geistesgegenwärtig war sie noch – die Feuerwehr an und begab sich auf den Hausflur. Fünf Minuten später war sie von einem Feuerwehrmann aus dem zweiten Stock auf die Straße gebracht worden, die Wohnung brannte lichterloh, ja vier weitere Wohnungen hatten ebenfalls Feuer gefangen. Die Bewohner, unter ihnen vier alte Frauen jenseits der achtzig, winkten verzweifelt aus dem Fenster um Hilfe. Die städtische Berufsfeuerwehr Krems agierte vorbildlich. Im Nu waren 70 Feuerwehrmänner in zwölf Löschzügen zur Stelle, verhinderten eine Ausdehnung des Brandes und brachten die Drehleiter in Stellung, denn der Hausflur war so verrusst, dass an eine Flucht nicht zu denken war. In diesen dramatischen Sekunden kam es zu einer berührenden Szene. Zwei alte Damen beharrten darauf, in ihrer Wohnung zu bleiben; ihr ganzes Leben hätten sie die Wohnung bei der Eingangstür und über das Stiegenhaus verlassen, das solle auch in den letzten Lebensminuten nicht anders sein.“

„Und dennoch wurden die beiden gerettet!“ rief der Dozent.

„Weil sich zwei Feuerwehrleute zusammantaten, der eine gab dem anderen chemischen Schutz durch eine Art inversen Flammenwerfer, der den Rauch für wenige Momente zurückdrängte. So eilten die beiden in den dritten Stock, schnappten die beiden alten Damen, legten ihnen Sauerstoffmasken an und trugen sie durchs brennende und kohlschwarz rauchende Stiegenhaus ins Freie.“

„Wo ist Ihre Mutter jetzt?“ fragte der Dozent und half Groll über eine Stufe in die Aula des Gymnasiums.

„In einem Pflegeheim in der Nähe von Krems. Ihr gesundheitlicher Zustand ist aber

groll

für das Heim zu gut, es ist nur eine Notunterkunft. Sie leidet sehr unter dem Verlust ihrer durch vierzig Jahre verbesserten und gepflegten Wohnung und ihrem bisschen Selbstständigkeit.“

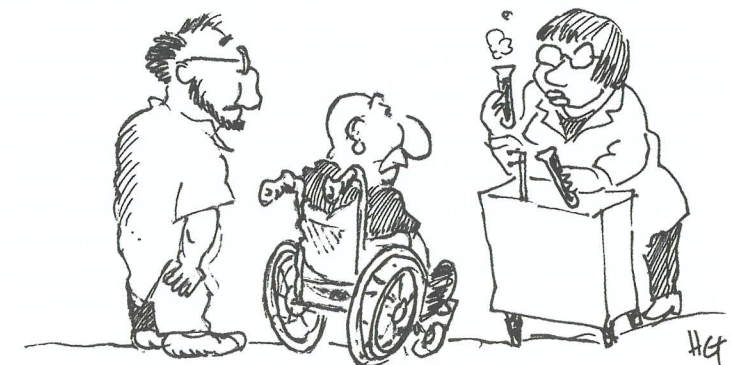
„Auch wenn sie im zweiten Stock – ohne Lift – wohnte und Sie nicht zu ihr hinaufkonnten.“

„Bis vor einem halben Jahr schaffte sie die Stufen hinunter noch. In der schönen Jahreszeit fuhren wir dann nach Dürnstein oder Weißenkirchen an die Donau, in der kalten Zeit verbrachten wir ein paar Stunden bei kleinen Einkäufen und einem Kaffeeartsch in einem Einkaufszentrum. Aber jetzt hat sie nichts mehr. Keine Brille, keinen Kamm, keine Fotos von früher, die meisten Dokumente sind verbrannt. Es ist, als wäre sie ausgebombt. Gestern war ich mit ihr in einem Lagerraum, wo die Abrissfirma die wenigen geretteten Habseligkeiten in ein paar Holzkisten verbrachte. Sie stand, über die Kisten gebeugt, ihre Hände wühlten ziellos in den verbrannten Textilien und Schuhen. Es war ein entsetzliches Bild des Jammers.“

Zehn Minuten später warteten die beiden vor dem Lehrerzimmer. Groll wollte von einem Chemieprofessor oder einer Professorin wissen, wie es kommt, dass ein Kühlschrank mit einer Stichflamme auf eine sich nähernde Kerze reagiert.

„Wenn in den Kühlschränken explosive Gase gehortet werden, muss man das den Menschen sagen! Die Häuser und Wohnungen in den Dörfern und Städten Österreichs wären demzufolge schlafende Bomben. Jederzeit könnten verheerende Feuerstürme ausbrechen.“

Immer wieder den Dozenten mit einem skeptischen Blick streifend, hörte die Direktorin zu. Als Groll in ruhigen Worten den Hergang des Brandes erzählte, fing sie an, gebannt zuzuhören. Nachdem Groll geendet hatte, machte sie sich auf den Weg in den Chemiesaal. Er solle sich ein wenig gedulden, rief sie Groll zu. Der stellte den Rollstuhl an die Seite und legte die Hände auf die Knie. Der Dozent trat von einem Bein auf das andere.



Wien, das Ufer des Randlosen

Şerafettin Yıldız

„... Während ich
einen Lebensabend
Schlaufe für Schlaufe stricke,
lausche zum ersten Mal
dem Schweigen dieser Stadt
Ich frage sie.
Gibt es kein Zurück mehr von dir?
Sie antwortet:
Schau mein Sohn,
deine Liebe hat drei Ufer
Die Gewässer lieblosen das eine,
am anderen beginnt die Randlosigkeit,
das dritte ist jene Küste deiner schönsten Lieder
Fragst du nach deinen eigenen Gestaden?
Die gibt's nicht mehr.
Was mich betrifft, Sohn:
Ich kenne die Ozeane nicht
All dein Ungesagtes habe ich adoptiert,
damit ich auch meine Ufer habe
Deiner wunden Seele kann ich keinen kühlen Schatten bieten
Ich habe zwar Bäume,
aber die Sonne musst du selbst finden
Eine Rückkehr von mir gibt es gewiss, mein Sohn,
vorausgesetzt,
du nimmst mich mit.“

So schrieb ich einmal in einem Gedicht.

Heute ist ein verregener Frühlingstag hier. Ich sitze in einem Wiener Kaffeehaus. In einem Schluck Braunen verlasse ich für einen Augenblick das Festland des Realen. Eine bizarre Reise hält mich an der Hand und führt mich entlang einer Marmortischkante zu den sinnlichen Konturen dieser Stadt. Ich schaue über die Schulter der Erinnerungen ins Vergangene. Ich sehe ein schmales Lächeln, welches sich sachte auf meinen linken Mundwinkel legt. Ein herbes Gefühl erfasst mich. Dies ist jene Stadt, die vor fast dreißig Jahren zu meinem neuen Alphabet geworden war. Sie ist nun das nie mehr wegzudenkende Links-Oben meiner ungeschriebenen Briefe. Sie ist das Rufzeichen meiner ungesagten Wehklagen ... Ja, ich habe in all den Jahrzehnten wirklich in ihren Eingeweiden gelebt. Nicht nur erfuhr ich sie, sondern erwanderte auch. So ist sie zu der fünften Jahreszeit meines Seins geworden. Hier schrieb ich mich ins Reine, hier musste ich meine Wirklichkeit neu definieren, hier erfuhr ich eine andere Interpretation meines Ichs ...

Konnte ich hier je das Gefühl des Beheimatet-Seins finden? Ich weiß es in

Wahrheit auch heute nicht so genau. Aber irgendwie doch fühle ich mich hier mehr daheim als irgendwo sonst in der Welt. Diese Stadt ist eine Sucht. Sie ist eine Krankheit, deren Schmerz nur auf dem Altar zu Ende gehen wird. Ich bin sie, sie ist ich. Stünde ich mit dem Rücken zum Leben, befände sie sich genau im Norden. Von meiner Brust aus gesehen, wäre sie im Süden des Lebens. Ich habe das Gefühl, man kann sie nur verlassen, um sich nach ihr zu sehnen. Über Äquator, über Nordpol, sogar über den Westen eines Garnichts führt jeder Weg zu ihr. Was hat sie bloß aus mir gemacht?

Wien ist ein Stück Schwermut, ein Stück Melancholie, ein Stück unsagbare Traurigkeit ... Es ist ein Ort, in dem es in Barock regnet, in dem der Wind in Gotikstil weht, in dem es in Jugendstil nieselt ... Gesehen wird hier aber doch nicht ein bisschen über die Alpen hinaus. Aber was macht es schon! Wien ist ein bisschen Balkan, ein bisschen Süden, ein bisschen Insel der Seligen. Noch!... Es sind solch bizarre Gefühle, welche für mich in der Tat das schönste Make-up dieser Stadt darstellen. Ich liebe sehr ihren grauen, trübseligen Schleier. Ihre Kaffeehauskultur

würde ich gewiss überall auf der Welt vermissen. Auch wenn eine populistische Verderbnis mir diese Liebe in gewissen Abständen zu rauben versucht, werde ich niemals aufhören, diese Stadt zu lieben und schätzen zu wissen. Denn hier sah ich zum ersten Mal, wie sich das Leben herumtreibt, wie es sich einfach so herum streunt, wie sich eine raue Sinnlichkeit über die Nächte ausbreitet, wie die nicht gebrüllten Schreie aus der Scheide gezogen und immer wieder auf die Finsternis eingestochen werden, wie die Worte die Münder verlassen, wie auf den Gehsteigen säuerlich gerülpst wird, wie die Suchenden ihr eigenes Revier mit Kotze markieren ... Hier wird man blauer als die Donau. Hier wird man zu einem verrückten Messias, der dafür sorgt, dass die Donau umkehrt, dass aus dieser Stadt doch ein bisschen Istanbul wird. Warum nicht? Etwas Niederdrückendes, etwas Finsteres auf ihrem Gesicht. Ein bisschen schizoid, ein bisschen Suizid in ihren Seelenrissen. Ein bisschen mehr Grau in ihren Farben. Sie ist eine beinahe metaphysische Liebe psychopathischer Natur. Das macht doch nichts. Es ist gut so.

Hier in dieser Stadt verbrachte ich schier die Hälfte meines Lebens. Man fragt hier den Pessimismus, die Depressionen nach dem Weg ... Man vermag hier auf den Straßen wegen Hundekot nicht mehr erhobenen Hauptes zu gehen. Na und! Dies ist die Stadt, in der ein Suchender mit einem Blick auf eine Regenlache sogar den Himmel auf die Schulter legen kann. Ja, doch!

Draußen ist es recht kühl. Mittlerweile hat es aufgehört zu nieseln. Ich sitze noch immer hier, während am Himmel eine neue Wolkenkolonie schön langsam heraufzieht. Ich nehme noch einen Schluck Kaffee, breche wieder zum Vergangenen auf. Ich hatte vor über zwei Jahrzehnten irgendwo am Schwarzen Meer in der Türkei mein eigenes Ufer verlassen, um andere Gewässer zu entdecken, zu anderer Wirklichkeit zu gelangen. Damals glaubte ich innerlich, dass dies bloß eine Metapher sei. Doch heute weiß ich, dass das nicht bloß eine Metapher war, sondern eine ewige Flucht in ein Niemandland. Eine Reise ins Blaue. Es war die ewige Geliebte in jener weiten Welt, nach der ich immer suchte. Fand ich jene ewige Geliebte hier? Oder, suchte ich nach ihr, um in Wirklichkeit ihr nicht begegnen zu wollen? Hat mir diese Stadt auch jene Zerrissenheit beigebracht, damit ich sie niemals betrüge?

Die Identität eines Menschen ist nicht irgendetwas, was austauschbar oder gar ersetzbar wäre. Sie ist nicht irgendeine Hülle, die man einfach ablegen kann. Sie ist etwas,

was man, ohne dass man es will oder nicht, in seine eigene Brust eingemeißelt hat. In einem Zeitungsinterview sagte neulich ein Fußballer türkischer Abstammung: „Ich bin fünfzig Prozent Türke, fünfzig Prozent Österreicher, hundert Prozent Muslim.“ Ist das nicht grotesk! Vielleicht gibt es auch eine Sprache, die Muslimisch heißt. Oder wer weiß, vielleicht war es doch meine Wenigkeit, die einen Irrweg gegangen ist? Vielleicht ist es bloß eine Einbildung von mir, dass ich einst ein bisschen weniger war und heute ein bisschen mehr geworden bin. Oder vielleicht gibt es Menschen, die sich selbst nie mitnehmen, egal wohin sie gehen. Ich nahm mich jedenfalls mit, als ich mein eigenes Festland verließ und in Wien ankam, auch wenn es des Öfteren „zur Hauptstadt meiner Einsamkeit“ geworden ist, wie der türkische Dichter Cemal Süreyya einst so schön zu sagen pflegte.

Ich bestelle inzwischen noch einen kleinen Braunen. Ich lehne mich zurück. Eine warme Melodie vom Klavier in der Mitte des Lokales füllt den Raum. Meine Blicke bleiben am roten Lippenstift einer jungen Frau hängen, die am gegenüberliegenden Tisch sitzt. Aus einem unerklärlichen Grund kommt mir eine Dame in den Sinn, an deren Gesicht ich mich kaum mehr erinnern kann. Während ich vor Jahren einmal in einem Park joggte, war ihr Hund plötzlich auf mich losgegangen. Da ich ohnehin große Angst vor Hunden habe, hatte ich die Dame in meiner Panik darauf hingewiesen, dass der Hund an der Leine sein solle. Daraufhin hatte sie mir gesagt, ich solle an der Leine sein! Und im Übrigen solle ich in meiner Heimat laufen, nicht hier! Ja, so hatte sie mir wortwörtlich gesagt. In meiner Heimat? Nicht hier? Wo ist denn meine Heimat? Ich weiß mittlerweile, dass mein Akzent meine Identität (!?) preisgab. Es ist nach wie vor jener Akzent, der hier in dieser Stadt zu meinem Spät-Wiener-Dasein leider nicht viel Positives beizutragen vermochte,



Foto: Saloni Renate

sondern ganz im Gegenteil. Auch jene Dame im Park hatte mir einige meiner Nächte gestohlen. Aber was soll es! Ich möchte ihr heute ein akzentfreies Leben wünschen, was das immer bedeuten mag.

Ingeborg Bachmann sagte einmal: „Jede neue Sprache bedeutet eine neue Interpretation der Wirklichkeit.“ Wie schön. Am Anfang war Deutsch die Sprache, die mich vom Realen trennte. Heute verbindet sie mich mit ihm. Ich verbeugte mich vor ihr, ich respektierte und achtete sie. So wurde sie mir allmählich zu einem großen Zuhause. Mit ihr markierte ich das alltägliche Leben, damit mein Sein vor so viel Gebrochensein nicht auf der Strecke bleibt. In ihr suchte ich nach neuen Metaphern, die sonst in keiner anderen Sprache zu Hause sind.

Ich bin noch immer in einem Wiener Kaffeehaus. Ich habe das Gefühl, es ist fünf vor Frühling. Ach, dieses ewige In-Eile-Sein! Inzwischen lichteten sich die Wolken am Himmel. Die Sonnenstrahlen dringen über die Baumkronen zu mir herüber. Ach, das

Leben kann so großartig sein, wenn wir über die Schulter des Schauens auch ein wenig zu sehen vermögen. Ich kehre langsam wieder zu mir zurück. Ich möchte am liebsten dem schön langsam aufwachenden Frühling zuhören. Ich möchte meine Sorgen, meine Geheimnisse, meine Hoffnung der Donau anvertrauen, damit sie fließen ...

„...Nord-östlich von einer Kaffeetasche,
in einem Aschenbecher,
wo der Hof auf einen Zigarettenstummel blickt

Ein wenig weit von der Verdrießlichkeit,
in einem Schluck Braunen,
den bunten Rock eines kühlen
Oktoberabends zerreißen,
verlasse ich mein Festland
Herr Ober, zahlen bitte!“

schrub ich einmal, als würde ich auch damals wie heute zu den sinnlichen Rundungen dieser Stadt aufbrechen, bevor es fünf nach Frühling wird.

Şerafettin Yıldız
ist Dichter und Schriftsteller.

Die STIMME braucht Abonnentinnen und Abonnenten!

Die Zeiten werden kälter für Zeitschriften wie die STIMME von und für Minderheiten. Subventionen werden Jahr für Jahr gekürzt, dafür steigen die Ausgaben. Die STIMME braucht Ihre finanzielle Unterstützung. Ein Jahresabo kostet **20 Euro**.

Entweder ein eMail an: abo@initiative.minderheiten.at

oder die Überweisung auf unser Konto:
Initiative Minderheiten, BAWAG (BLZ: 14000); Kontonummer: **01210600910**

wäre ein wichtiger Beitrag. Danke!

Are You a Lady?

Petra Permesser

Schlagworte wie „DIY – Do It Yourself!“ und „Play Gender!“ standen im Mittelpunkt des dritten Ladyfests in Wien, das vom 16. bis 20. Mai stattfand. „Radio Stimme“ sprach im mit Rosa Danner, einer der Mitorganisator_innen, über den Ursprung der Ladyfest-Idee und konkrete Programmpunkte.

In der Pop- und Rockmusik herrscht weiße maskuline Normativität¹, Frauenbands sind die Ausnahme. Ausgehend von der Riot-Grrrl-Bewegung der 90er Jahre, in der sich im Sinne einer feministischen Selbstermächtigung ein Netzwerk von Musikerinnen, Autorinnen und Interessierten gebildet hatte, entstand 2000 in Olympia, Washington, das erste Ladyfest, ein queeres Non-Profit-Festival mit Konzerten, Workshops und Ausstellungen. Der Begriff des *grrls* war zu diesem Zeitpunkt bereits von der Werbe- und Modeindustrie als Einnahmequelle erkannt und als *girlie* vermarktet worden. So entstand der Begriff *Lady*, „welcher in diesem Zusammenhang nicht das Synonym für die vornehme Dame aus der Oberschicht bedeutet, sondern sich auf das bezieht, was bei dieser Bezeichnung mitgemeint ist: der Respekt, der einer ‚Lady‘ von vornherein entgegengebracht wird, ohne dass sie etwas Spezielles dafür tun muss. Somit wird die bürgerliche Herkunft des Begriffs unterlaufen, und die Ex-Riot-Grrrls schufen sich eine neue, passende Identität: Ladies sind älter, reifer und souveräner.“²

Ladyfeste werden im Kollektiv organisiert und machen keinen Profit. Das *Ladyfest Wien 07* versteht sich als Teil der FrauenLesbenTransgender-Bewegung in Wien. Geplant wurden die fünf Tage im Mai von einer Gruppe von 15 bis 25 Frauen, einer heterogenen Gruppe, die „es auch gar nicht anstrebt, als eine homogene und hermetisch abgeschlossene Community gesehen zu werden“, wie im Programmheft steht. Die zahlreichen Veranstaltungen und Workshops – z. B. zu Wikipedia, HIV, Queerness oder Prekariat – waren offen für „Ladies of all Gender“.

Rosa Danner erklärt dies so: „Auch Frauen und Männer sind willkommen. Das heißt: Weg von den strengen Vorstellungen darüber, was Identität sein kann! Es gibt nicht nur zwei Identitäten oder vier, sondern es gibt sehr viele Identitäten. Es gibt sehr diverse



Identitäten. Ja, und mit dem Begriff der *Lady* wird versucht, dieses biologische Konzept aufzubrechen. *Lady* kann sehr viel sein. Also alle, die sich als *Lady* fühlen. Das heißt jetzt nicht, dass Männer, die sich dem Ladyfest verbunden fühlen, nur schwule Drag-Queens sein müssen. Ich glaube, wir sind so weit, dass auch mittlerweile genug Männer sich mit ihrem Rollenbild auseinandersetzen und sich vielleicht auch als *Lady* definieren können.“

Auf der Suche nach Gestohlenem

Aus dem umfangreichen Programm hebt Rosa Danner besonders den *Ladyride* hervor, eine Radrundfahrt durch Wien auf der Suche nach Gestohlenem, Verschwiegenem, Arisiertem. „Wir werden bestohlen, lassen uns bestehlen und stehlen selber, bestehlen andere, aber stehlen auch Dinge zurück, auf deren ‚besitz‘ wir Anspruch erheben, die uns illegitim Weise verweigert werden: Mobilität, Nahrung, Zeit, Wohnraum, Gedächtnis, Rechte, öffentlicher Raum ...“, so beschreibt die *ladyfest.gruppe.gestohlenes* im *Ladyride*-Programmheft ihren Fokus. Circa 50 Radfahrer_innen nahmen schließlich am 19. Mai an dieser aktivistischen Reise teil, die sie vom Morzinplatz über die Mülkerbastei, die Girardigasse 10 (erstes Haus Wiens, das als Bordell geplant und errichtet wurde), die *RosaLilaVilla* zur Gumpendorfer Straße, dem Ort des ersten Wiener Frauenstreiks, führte.

Doch das Ladyfest ist weit mehr als eine fünftägige Veranstaltung; es geht um die Vernetzung von Musiker_innen, Organisator_innen und allen Interessierten. „Also in Zeiten von *myspace* wissen viele, wie spannend das sein kann, wenn man viele Freundinnen und Freunde hat, die sich dafür interessieren, was eine Macht. Das gab's aber beim Ladyfest von Anfang an. Eine internationale Plattform, eine Webseite, wo sich alle Ladyfeste, die organisiert wurden, zusammen angekündigt haben. Es gibt eine Art Ladyfest-Tourismus von Bands, die mal

eine Tour von Ladyfest zu Ladyfest machen. Es ist dieser Community-Gedanke sehr stark im Vordergrund“, meint Rosa Danner. Auf die Frage, was denn das Ladyfest sein kann, das zum Beispiel von Rosa Reitsamer als „goldene Ausnahme“³ und von Vina Yun als „widerständige Praxis“⁴ definiert wurde, gibt sich Danner offen: „Es ist alles. Es ist das, was wir daraus machen. Es ist das, was ich daraus mache, die es mitorganisiert. Es ist das, was die daraus machen, die zu uns auf Besuch kommen, um Musik zu machen. Und es ist das, was die daraus machen, die beim Ladyfest dabei sind, feiern und das mitgestalten.“

Die Teilnehmer_innen wurden bei den Workshops und auch beim *Ladyride* z. B. zu aktivistischen Interventionen aufgefordert. Und auch beim Eingang zu den Konzerten wurden die Besucher_innen um Unterstützung gebeten, falls es zu ungeliebten Szenen kommen sollte. So konnte das Ladyfest 07 mit dem Grundsatz „join in. have fun. participate“ stattfinden.

Fußnoten:

- ¹ Mehr zu *Cock Rock*, *Teenypop* und anderen Musiker-Stereotypen in: Reitsamer, Rosa (2006): *Walk on the white side*. In: Rosa Reitsamer/Rupert Weinzierl: *Female Consequences*. Löcker: Wien: 169-179.
- ² Erharter, Christiane/Elke Zobl (2006): *Mehr als die Summe der einzelnen Teile. Über feministische Fanzines, Musiknetzwerke und Ladyfeste*. In: Rosa Reitsamer/Rupert Weinzierl: *Female Consequences*. Löcker: Wien: 17-30 (27).
- ³ In einer Diskussion über Frauen in der Musik. Zusammenfassung online unter: www.mica.at/detail.asp?id=9601&ChannelId=1823&TemplateId=1902&Setupid=72 (12. 6. 2007).
- ⁴ In der *Radio Stimme* Sendung vom 2. Februar 2006 zu *Female Consequences*.

Link: www.ladyfestwien.org
Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 10. Mai 2007.

Petra Permesser
ist Redakteurin bei „Radio Stimme“
– der Sendung der Initiative *Minderheiten*.

AURORA. Gemeinsam gegen Armut

Gemeinsam mit dem Forschungsinstitut SRZ (*Stadt- und Regionalforschung*), der *Volkshilfe Österreich* und der BAWO (*Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslose*) ist die Initiative *Minderheiten* Teil des Projekts „AURORA. Gemeinsam gegen Armut“, das sich gegen Armut, soziale Ausgrenzung und mangelnden Sozialschutz wendet.

Gute Sozialpolitik ist eine wesentliche Voraussetzung für sozialen Zusammenhalt und die Bewältigung des sozialen, demographischen und ökonomischen Wandels. Sie ist ein Instrument zur Verbesserung der Lebenschancen und leistet einen wichtigen Beitrag zur Vorbeugung und Vermeidung von Armut. Österreich hat im europäischen Vergleich ein relativ starkes Sozialsystem. Dennoch gibt es für bestimmte Personengruppen keinen ausreichenden Sozialschutz.

In regionalen Veranstaltungen werden unter Einbeziehung sozialer Organisationen, NGOs, Selbsthilfeorganisationen und der zuständigen Sozialabteilungen der Länder zielgerichtete Maßnahmen zur Armutsbekämpfung erarbeitet. Die Auftaktveranstaltung fand am 16. April 2007 in Wien statt; der folgte im Juni eine weitere in Graz. Die nächsten Veranstaltungen sind in Klagenfurt (September) und Linz (November) geplant.

Über mehrere Kleinprojekte werden Betroffenenengruppen eingebunden. Eine sozialwissenschaftliche Befragung ermit-

telt den aktuellen Wissensstand und die einzelnen Positionen der Fachöffentlichkeit. Eine Medienkampagne informiert die breitere Öffentlichkeit zu den einzelnen Schwerpunkten.

Zwei Aktionsbereiche der Lissabon-Strategie der Europäischen Gemeinschaft stehen im Fokus: *Sozialschutz* und *soziale Eingliederung*.

Das Thema *Sozialschutz* umfasst die Forderung nach einer qualitativ hochwertigen und nachhaltigen Gesundheitsversorgung und Pflege, die auch für Armutsgefährdete und von Armut Betroffene zugänglich sein muss. Angebote der Langzeitpflege für Betagte sind hier ein Schwerpunkt, der auch Personen mit Migrationshintergrund – als Betroffene sowie als DienstleisterInnen – miteinbezieht.

Im Themenbereich *soziale Eingliederung* werden Maßnahmen zur Unterstützung der am härtesten von Armut Betroffenen – Wohnungslose und von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen, MigrantInnen, Minderheiten und Menschen mit Mehrfachindikation – diskutiert.

Armut ist weiblich. Eine klare Mehrheit (55 %) der armutsgefährdeten und armen Menschen in Österreich sind Frauen. Die besonderen Problemlagen von Frauen und die damit verbundene Notwendigkeit zielgerichteter Angebote werden im Rahmen des Projektes explizit berücksichtigt.

Silbernes Ehrenzeichen an Ursula Hemetek

Am 18. Juni 2007 wurde an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien das Silberne Ehrenzeichen der Republik Österreich an Ursula Hemetek verliehen. Hemetek, Ethnomusikologin; Mitbegründerin, langjährige Obfrau und jetzige Obmannstellvertreterin der Initiative *Minderheiten*, erhält diese Auszeichnung aufgrund ihres wissenschaftlichen und politischen Engagements im Bereich der Musik von *Minderheiten*.

Seit 20 Jahren unterrichtet und forscht Ursula Hemetek am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie und befasst sich mit der Musik der kulturellen *Minderheiten*, allen voran der Roma. In ihrer Laudatio betonte Maria Walcher, österreichi-

sche UNESCO-Kommission, den Beitrag dieser wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit Hemeteks zur Anerkennung der Roma als Volksgruppe im Jahr 1993.

In ihrer Dankesrede betonte die Ausgezeichnete, dass sie die Auszeichnung als Anerkennung für ihr Eintreten für eine minderheitengerechte Gesellschaft sehe. Interkulturelles Verständnis weiterzugeben und zwischen Mehrheit und *Minderheiten* zu vermitteln gehe über die Musik ab und zu leichter, so Hemetek.

Anlässlich der Preisverleihung wurde auch die neueste Veröffentlichung der Ethnomusikologin präsentiert: *Cultural Diversity in the Urban Area*, ein Sammelband mit

AURORA wird unterstützt durch die Europäische Gemeinschaft (Aktionsprogramm der Gemeinschaft zur Bekämpfung der Sozialen Ausgrenzung) und durch die Sozialabteilungen der Bundesländer Kärnten, Oberösterreich, Steiermark und Wien sowie durch den Österreichischen Städtebund.

red



AURORA-Auftaktveranstaltung in Wien

Foto: Winnie Küchl

Beiträgen über die Vielfalt der städtischen Musikkulturen. (Wir bringen in der nächsten STIMME eine Rezension der Publikation.)

Die Initiative *Minderheiten* freut sich mit Ursula Hemetek und gratuliert ihr sehr herzlich!

red

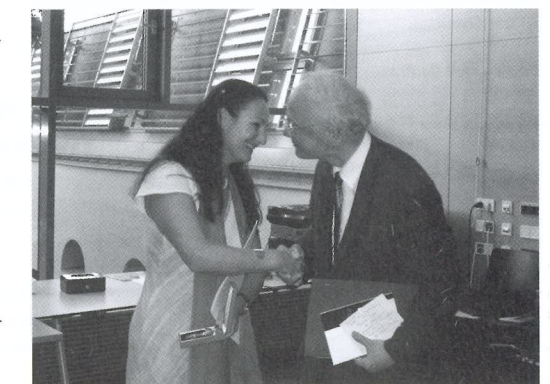


Foto: Cornelia Kogoj

Children of the Prophet

Der Titel des Films erschließt sich nicht sofort. Mit „Kinder des Propheten“ könnte man vorschnell „die Muslimen“ meinen. Tatsächlich geht es aber nur um Schiiten. Die Botschaft der Dokumentation gilt allerdings auch für Sunniten (sowie alle anderen Menschen auf der Welt).

Children of the Prophet ist der erste lange Dokumentarfilm von Sudabeh Mortezaei. Der Film begleitet vier Gruppen von Protagonisten in Teheran während des schiitischen Trauerfestes Moharram, bei dem alljährlich des Märtyrertodes von Imam Hossein, des Enkelsohns des Propheten Mohammed, gedacht wird. Aus der Perspektive der Protagonisten und der Rolle, die die Rituale im Leben einzelner spielen, bietet der Film einen ungewohnt intimen und vielschichtigen Einblick in eine islamische Gesellschaft zwischen Tradition und Moderne.

Im Iran, dem einzigen Land mit über 90 % Schiiten, wird Moharram im großen Stil mit farbenprächtigen Prozessionen, Passionsspielen und massenhaften Selbstgeißelungszeremonien begangen. Gläubige kochen und verteilen tausende Portionen von



Essen an Freunde, Nachbarn und Bedürftige. Für unorthodoxe Jugendliche hingegen bietet das Fest die seltene Gelegenheit, ein Straßenfest zu feiern und mit Angehörigen des anderen Geschlechts zu flirten.¹

Durch den Film führt ein Derwisch, der mittels einer Art archaischen Kinos, dem Perdekhani (wörtlich: „Lesen von der Leinwand“), die Geschichte, vielmehr den Mythos des Imam Hossein nacherzählt. Er und seine Armee wurden vom (vereinfacht: sunnitischen) Umayyadenkalifen Yazid umzingelt, und dieser forderte Hossein, sich zu beugen. Hossein aber verweigerte die Unterwerfung und wählte damit seinen Tod und den seiner bei ihm gebliebenen Gefolgsleute. Das machte ihn zum schiitischen Märtyrer.

Sudabeh Mortezaei bringt mit ihrem Film vor allem eines: Aufklärung. Das Bild, das die meisten Menschen in unseren Breiten vom Iran haben, ist wahrscheinlich nicht weniger mythisch als die Geschichte des Derwisch vom Imam Hossein. Dagegen zeigt die Regisseurin unterschiedlichste Menschen aus mehreren Schichten der Teheraner Gesellschaft und somit nicht nur ihre Haltung zu Imam Hossein und dem Fest Moharram selbst, sondern auch – was der Dokumentation noch viel mehr Bedeutung gibt – ihren allgemeinen Zugang zur Religion. So heterogen wie die Stadt und ihre BewohnerInnen sind auch ihre Zugänge zur Religion, genau so wie in Wien, Paris oder Kinshasa. Der Zuseher erfährt, dass es die Einheit, den „islamischen Block“, der bei uns vielfach gezeichnet wurde und wird, nicht einmal in der „Hauptstadt der Achse des Bösen“ gibt.

„Feindbild Islam“

Einige Tage nach der Premiere im Wiener Top Kino fand am 27. Mai im Filmcasino

eine Vorführung von *Children of the Prophet* mit anschließender Podiumsdiskussion zum Thema „Feindbild Islam“ statt. Neben der Regisseurin waren einige ExpertInnen eingeladen, und es stellte sich bald heraus, dass solche sich auch im Publikum befanden. Es wurde ein wenig über den Film und seine Produktion geredet, über den Prozess seines Entstehens und die Drehverhältnisse in Teheran. Was die Diskussion aber dominierte, waren Fragen des religiösen Erlebens, nach der Instrumentalisierbarkeit einer Religiosität solchen „Ausmaßes“ oder nach dem Platz dieser Rituale in der iranischen Gesellschaft.

Die Antworten fielen sehr interessant aus: Zum Beispiel erfuhr man, dass etwa die Feiern zu Moharram, das Trauern um den Märtyrer, auch regimekritische Züge haben können und auch hatten, einfach indem das herrschende Regime analog zu Yazid, dem Mörder von Hossein, gesehen wurde – und dass es einen großen Unterschied zwischen der verordneten Staatschia und der gelebten Volksreligiosität gibt. Es wurde versucht, die religiöse Hingabe der Menschen, die trauern und sich geißeln, etwas verständlicher zu machen, und es fehlten auch keine Wortmeldungen und Repliken zum Iran-Irak-Krieg.

Eine Erkenntnis, die nicht direkt ausgesprochen wurde, die aber während der Diskussion Form anzunehmen begann – und die mir sehr wichtig erschien –, war jene, die am meisten den „Westen“ selbst betrifft: Unsere „Werte“ von Freiheit und Toleranz, die sich Europa gegen die Bevormundung der christlichen Kirchen erkämpft hat und die man dem Islam nun allzu gern diametral entgegengesetzt, werden heutzutage immer wieder mit dem Christentum gleichgesetzt. Meiner bescheidenen Meinung nach ist das genau das Schwarz-Weiß-Denken, das Sudabeh Mortezaei mit *Children of the Prophet* aufzulösen versucht.

Fußnote:

¹ Aus dem Presseheft: www.childrenoftheprophet.com/download_

Philipp Schmickl

Hochzeit auf Burgenländisch

Das Stück „Eine burgenländische Hochzeit“ von Erwin Kisser ist vom 19. August bis 6. Oktober 2007 im kroatischen Kulturzentrum KUGA in Großwarasdorf/Veliki Borištof zu sehen.

Streit gibt es in den besten Familien. Noch dazu, wenn eine Romni in eine burgenländische Familie einheiratet. Der zukünftige Bräutigam findet nichts dabei, eine „Zigeunerin“ zu heiraten, die zukünftige Schwiegermutter allerdings schon. Dabei ist ihr Lebensgefährte Burgenlandkroate und ihr Vater Ungar – eine echte burgenländische Familie eben.

Im Stück „Eine burgenländische Hochzeit“ zeigt Autor Erwin Kisser das Burgenland als Modell, in dem das Zusammenleben von vier Volkgruppen (Deutschsprachige, Kroaten, Ungarn, Roma) im Prinzip gut funktioniert. Das Stück ist eine Komödie über Konflikte, in der bisweilen so manche Vorurteile ausgesprochen werden. Und auch eine im wahrsten Sinn des Wortes handfeste Auseinandersetzung darf nicht fehlen. Aber man versöhnt sich wieder und so kann die Aufführung in einem musikalischen Fest enden – fast wie im wirklichen Leben.

Das Thema ist nicht das einzig Besondere am Stück und an der Inszenierung von Peter W. Hohegger. Diese ist nämlich eine wirkliche Hochzeitsfeier und das Publikum Teil der Hochzeitsgesellschaft. Am Schluss kann es sogar zu einem Tänzchen mit einem Ensemble-Mitglied kommen, wenn die Band (mit *Hans-Samer-Band* ist eine der renommiertesten Roma-Musikgruppen Österreichs fixer Bestandteil der Aufführungen) zu ihren obligaten Zugaben ansetzt. Auch der Darsteller des Burgenlandkroaten Georg ist kein Unbekannter: Joško Vlasich, Bandleader und Sänger der legendären *Bruji*, der ersten „Krowodn-Rockband“ des Landes.

Eine burgenländische Hochzeit
Volksstück mit Musik und Gesang
von Erwin Kisser

Regie: Peter W. Hohegger
Mit: Sandra Selimović (Romana), Robert Vollmer (Hans), Helga Grausam (Margit), Joško Vlasich (Georg), Alfred Schedl (Wirt) Inge Kovacs (Viktoria), Franz Braindl (Opa) und Sissy Neumüller (Beamtin).
Live-Musik: Hans Samer Band

im Wirtshaus der KUGA,
Großwarasdorf/Veliki Borištof
Parkgasse 3

Premiere: 19. 8. 2007, 14 Uhr.
Weitere Vorstellungen: 25. und 26. 8.,
14 Uhr, dann bis einschließlich 6. Oktober
jeden Freitag und Samstag um 20 Uhr,
Sonntag um 14 Uhr.
Teilnahme an Hochzeit inklusive
viertägigem Hochzeitsessen,
Tischwein und Mineralwasser: € 25,-

Weitere Infos:
www.kuga.at (Kartenbestellung)
www.etc.or.at
Übernachtungsmöglichkeit:
www.pension-schlossblick.at

red



Foto: Julia Wesely

Eine Kärntner Parabel

„Romeo und Julija – Eine Kärntner Parabel von Shakespeare“ war am 15. und 16. Juni im Wiener Interkulttheater zu sehen.

Zwei verfeindete Familien, eine tragische Liebesgeschichte: Der Stoff ist universell, ist also auch auf Kärnten übertragbar. Romeo ist in der Bearbeitung von Bernd Liepold-Mosser ein Kärntner Slowene, Julia eine deutschsprachige Kärntnerin. Ihre beiden Familien trennt ein durch Geschichte und Politik entstandener Hass, der von Generation zu Generation weiter gegeben und durch nationale Ideologien geschürt wurde.

Romeo und Julia lernen einander in einem Second-hand-Laden kennen und kommen sich über die Lektüre des englischen Originals näher. Mit den vorgefundenen

Dingen – gebrauchte Kleider, Taschen, Brillen etc. – spielen sie, nach dem Modell der systemischen Familienaufstellung, das Drama nach. Was als Komödie beginnt, als kokettes Geplänkel in drei Sprachen (Deutsch, Slowenisch, Englisch), führt immer tiefer in die verdrängten, überwunden geglaubten Konflikte und Verwundungen hinein. Es kommt heraus, wie die Verwerfungen der Geschichte auch in die Beziehungen von aufgeschlossenen, modernen Menschen wirken können.

Romeo gesteht Julia seine Liebe auf Slowenisch, Julia antwortet auf Deutsch. Während in der Liebe das Trennende zuerst keine Rolle spielt, mobilisieren die Familien gegen die Verbindung. Alte Rechnungen tauchen auf, in der Vergangenheit zugefügtes Leid wird aufgerechnet, unaufgearbeitete Konflikte treiben die Liebenden schließlich

so weit, dass sie keine Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft mehr sehen.

Die Produktion des *Slowenischen Kulturverbandes/Slovenska prosvetna zveza* in Klagenfurt, die im April 2007 in Kärnten Premiere hatte, glänzte im *Interkulttheater* durch die facettenreiche Inszenierung von Bernd Liepold-Mosser und die vielseitige Kunst der beiden SchauspielerInnen Marjan Stikar und Sissi Noe.

mh

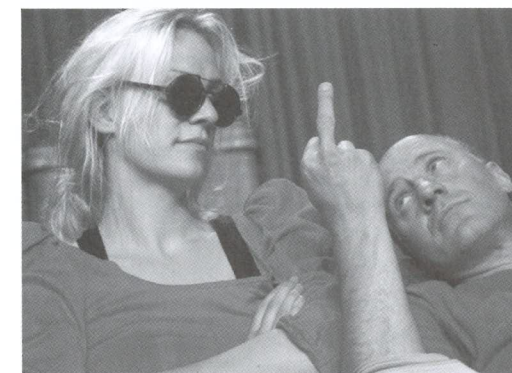


Foto: Slovenska prosvetna zveza

INTER-CULTURE CLUB im Wiener Ost-Klub Party und Konzert für die Initiative Minderheiten

Um ihre finanzielle Situation zu verbessern, lädt die Initiative Minderheiten zum INTER-CULTURE CLUB ein.

Sa., 20. Oktober 2007
Einlass: 19.30 Uhr

Ost-Klub
Schwarzenbergplatz 10
A-1040 Wien

Programm

Konzert ab 20.00 Uhr

Tsatsiki Connection
Danica - mit Musik aus dem südslawischen Raum
Ensemble Ruža Nikolić-Lakatos
Bonanza Jellybean

ab 00.00 Uhr

DJ-Line mit den Kairoboygirls von Homoriental

Lesben machen Schule

Claudia Breitsprecher: „Bringen Sie doch Ihre Freundin mit!“ Gespräche mit lesbischen Lehrerinnen
Verlag Krug & Schöndelberg: Berlin 2007
216 Seiten; € 18,-



In hervorragendem Stil geschrieben. Ein Sachbuch aus Deutschland, das auch in Österreich genau zum richtigen Zeitpunkt kommt, ist die Sammlung von Interviews der Autorin und promovierten Soziologin Claudia Breitsprecher mit lesbischen LehrerInnen. Kreuz und quer ist sie zu ihren Gesprächspartnerinnen durch Deutschland gereist und hat sie ausführlich über ihre Lebensgeschichte mit Schwerpunkt auf das Lesbischsein und den Lehrberuf sprechen lassen. Quer durch alle Lebensalter: von der frischgebackenen Lehrerin Anfang 20 bis zur frisch pensionierten, die auf ein erfülltes Lehrerinnendasein zurückblickt. Fast sämtliche Fächer sind vertreten: Turnen, Chemie, Deutsch, Biologie, Religion ...

Ansprechend zusammengefasst vermitteln die einzelnen Geschichten einen klaren und zugleich höchst differenzierten Eindruck von der Situation, in der sich gegenwärtig sowohl die Lehrkräfte als auch die SchülerInnen an Deutschlands Schulen befinden: mit dem wachsenden eigenen Anspruch, offen und selbstbewusst lesbisch zu leben, auch

im Berufsfeld Schule; zugleich noch immer etwas schaumgebremst vom Nachwirken überkommener Tabus und der Behäbigkeit der Institution.

Zehn Interview-Kapitel sind es insgesamt, in denen aber deutlich mehr Gesprächspartnerinnen zu Wort kommen, da manche Kapitel zwei bis drei einander ähnliche Biografien in sich vereinen. Die Inhalte und Situationen werden darin sehr anschaulich dargestellt. Entwicklungs- und Erkenntnisprozesse sind vorbildlich nachvollziehbar geschildert.

Ergänzt und abgerundet werden die Lebensgeschichten durch zwei weitere Kapitel. Ein Exkurs über gewerkschaftliches

Engagement für die Anliegen lesbischer Lehrerinnen und schwuler Lehrer. Und ein Beitrag über die Beratungsstelle *KomBi* in Berlin, in die Schulklassen zu zweistündigen Informationseinheiten über LesBiSchwule- und Transgender-Lebensweisen kommen.

Eine kurz gehaltene aber gut gewählte Literaturliste und eine eben solche Liste von Adressen für Information, Beratung und Unterstützung bei Fragen aus dem Themenkreis Homosexualität und Schule in Deutschland, der Schweiz und Österreich machen das Buch perfekt. Perfekt als Lektüre nicht nur für lesbische Lehrerinnen! Auch hilfreich und lesenswert für schwule Lehrer sowie für deren sämtliche heterosexuelle KollegInnen. Und auch für SchülerInnen ab der Oberstufe und deren Eltern bestimmt interessant. – Sollte in jeder Pädagogischen Akademie und jeder Schulbibliothek greifbar sein!

Helga Pankratz

transversal.
multilingual webjournal
eipcp.net

universalismus 06107

étienne balibar, boris buden, antonella corsani, katja tiefenbach,
hakan gürses, jens kastner, birge krondorfer, nora sternfeld

praxen der zeichentransmutation 03107

ljubomir bratić, helmut neundlinger, anja kanngieser, efthimia
panagiotidis, david querrien / kevin volant / anne querrien,
rosa reitsamer, joanne richardson

die sprache der dinge 01107

kathrin busch, marcelo expósito, maurizio lazzarato, scott lash,
angela melitopoulos, klaus neundlinger

polture and cultics 12106

boris buden, kien nghi ha, rada iveković, suzana milevska,
yann moulier boutang, anne querrien, simon sheikh, françoise vergès

under translation 06106

boris buden, encarnación gutierrez rodríguez, rada iveković,
dieter lesage, rastko močnik, stefan nowotny, hito steyerl



<http://translate.eipcp.net>

european institute for progressive cultural policies

Anzeige

Afro-Österreichische Spurensuche

Walter Sauer (Hg.): Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert
Studienverlag: Innsbruck 2006
272 Seiten; € 29,90

Eine fragmentarische Spurensuche zur Afrikanischen Diaspora in Wien leistet der von Walter Sauer herausgegebene Sammelband *Von Soliman zu Omofuma*.

In den letzten zwei Jahren hat sich nicht zuletzt aufgrund des Beitrags afro-österreichischer Intellektueller zur Debatte der Diskurs über AfrikanerInnen in Österreich deutlich verändert. Zum ersten Mal forschen auch Afro-ÖsterreicherInnen selbst zu „ihrer“ Geschichte, thematisieren damit Exotismus und Rassismus und machen „Schwarze Geschichte“ sichtbar. Einen deutlichen Akzent, diese Geschichte selbst zu erzählen, setzte etwa die Konfiguration III „Was aller Welt unmöglich scheint ...“ von „remapping Mozart“ im Mozartjahr 2006.

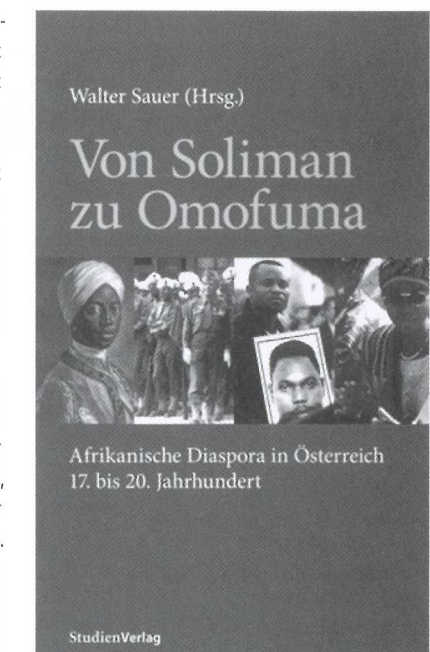
Diese neuen Formen, sich mit der „eigenen“ Geschichte auseinander zu setzen, spiegeln sich nur teilweise auch in der AutorInnenenschaft des Sammelbandes wieder. Das Buch ist in seiner Spurensuche nach afrikanischer Geschichte in Österreich trotzdem eine einmalige Bestandsaufnahme, ein Ausgangspunkt und damit letztlich auch eine Einladung, sich weiter in die angesprochenen Themen zu vertiefen. „Kaum zuvor wurde“, so Sauer in seiner Einleitung, „eine systematische historische Bestandsaufnahme afrikanischer Migration nach Österreich und afrikanischer Integration in Österreich unternommen.“ Eine solche kann nun dieser Sammelband bieten.

Für viele LeserInnen wird es überhaupt schon eine Neuigkeit sein zu erfahren, wie weit „Schwarze Geschichte“ auch in Österreich präsent ist. Der Band stellt eindrucksvoll dar, dass die afrikanische Diaspora in Österreich kein Phänomen der letzten 20 Jahre ist. Seit dem 17. Jahrhundert waren in Österreich immer wieder afrikanische Menschen präsent, sie haben sich hier niedergelassen und haben

hier Nachwuchs bekommen. Während in London oder Lissabon im 17. und 18. Jahrhundert tausende Menschen afrikanischer Herkunft lebten, waren es in Wien zwar höchstens ein- bis zweihundert Personen, die aufgrund der chronologischen Streuung auch nicht die Möglichkeit hatten, eine „afrikanische Community“ zu bilden; trotzdem ist davon auszugehen, dass zumindest in Wien und anderen urbanen Zentren seit rund 300 Jahren afrikanische Menschen anwesend waren.

Eine Auswertung von Matrikelbüchern aus Pfarrämtern und Totenschauprotokollen des Wiener Magistrats, wie sie von Walter Sauer und Andrea Wiesböck vorgenommen wurde, zeigt jedoch, dass Schwarze Teil der Wiener Gesellschaft des 17. Jahrhunderts waren. Die Spuren von 43 namentlich bekannten Personen konnten so von der ersten Taufe eines Balthasar aus dem Jahre 1629 bis zum Tod von Leopold Hammer im Jahre 1989 verfolgt werden. Bruchstückhaft erhaltene Informationen über deren Leben können nur einen Eindruck ihrer Existenzen hinterlassen, zeigen aber zumindest, dass die WienerInnen des 17. Jahrhunderts AfrikanerInnen – auch ohne Kolonien – nicht nur aus Erzählungen „kannten“. Genauer dokumentiert ist schließlich die Geschichte von Angelo Soliman, dem „ausgestopften Mohr“ des Wiener Naturhistorischen Museums, dessen toter Körper gegen den Willen der sich heftig gegen die Ausstellung des Vaters wehrenden Tochter Generationen von WienerInnen ein exotisches Bild vom „Neger“ vermitteln sollte. Dass selbst der angesehene Bürger Angelo Soliman nach seinem Ableben zum Ausstellungsobjekt wurde, war nicht nur für die Tochter Anlass zum ersten dokumentierten Kampf einer schwarzen Österreicherin um ihre Rechte, sondern brachte den verletzten Gefühlen der Tochter gewisse Sympathien in der Wiener Gesellschaft ein, die jedoch offensichtlich nicht genügten, die rassistische Zurschaustellung zu verhindern.

Christine Sulzbacher geht der Funktionalisierung von AfrikanerInnen im 19. Jahrhundert nach, und Marcel Chahrour beschäftigt sich mit ägyptischen Studenten, die bereits seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Rahmen einer „Studentenmission“ des ägyptischen Reformherrschers



Muhammad Ali ihren Weg nach Österreich fanden. Herwig Czech beschäftigt sich mit der nationalsozialistischen Politik gegenüber AfrikanerInnen und „Mischlingen“, die in der Zwangssterilisierung und Verfolgung vieler AfrikanerInnen endete. Daran anschließend beschäftigt sich der engagierte Vorarlberger marokkanischer Herkunft, Hamid Lechab, mit marokkanischen Besatzungskindern in Vorarlberg, die gemeinsam mit ihren Müttern systematischen Diskriminierungen durch die Bevölkerung ausgesetzt waren. Auch die engagierten Ausführungen Hamid Lechabs, den ich als Teenager als engagierten und allseits beliebten Sozialarbeiter in „unserem“ Jugendzentrum „Graf Hugo“ in Feldkirch kennen lernen durfte, konstatieren verwundert, dass diese Geschichte noch überhaupt nicht erforscht wurde und hier einiges für SozialwissenschaftlerInnen und PsychologInnen zu recherchieren wäre.

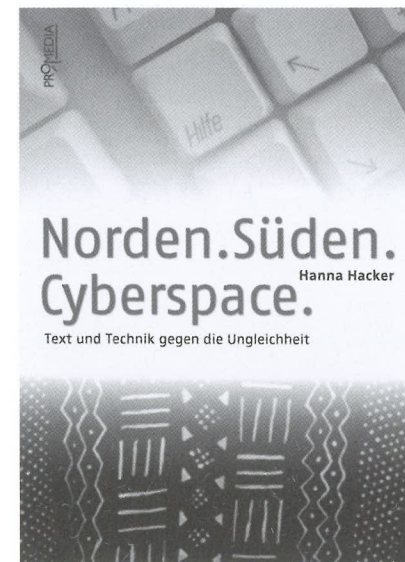
Der abschließende Beitrag von Walter Sauer über die afrikanische Migration und Integration in der Zweiten Republik bildet somit nicht wirklich den Abschluss dieses Werkes, sondern eher eine abschließende Einladung, an den angeschnittenen Themen weiter zu arbeiten.

Thomas Schmidinger

Begehren und entwickeln

Hanna Hacker: *Norden.Süden.Cyberspace – Text und Technik gegen die Ungleichheit*

Promedia: Wien 2007
208 Seiten; € 17,90



„Perhaps desire is the only thing about development that actually works“, lautete zugespitzt eine These, mit der Hanna Hackers neulich erschienenes Buch *Norden.Süden.Cyberspace* schließt. Hanna Hacker spricht hier vom Begehren (auch verstanden als „Verlangen“, welches die Ebenen des Zwingens und Gezwungenwerdens impliziert) als strukturierendem Moment sowohl des Entwicklungs- als auch des Neue-Medien-Diskurses. Und um das Zusammenwirken dieser beiden Felder in der Entwicklungszusammenarbeit (EZA) geht es im Buch: Stellen Neue-Medien-Technologien eine potenzielle Strategie dar, durch die die so genannten Länder des Südens aus der globalen Ungleichheitsmaschine austreten können? Per se wohl kaum, das zeigt sich auch nach dieser Lektüre.

Hanna Hacker nimmt für ihre Analyse Quellen/Texte österreichischer und afrikanischer EZA-AkteurInnen und NetzaktivistInnen sowie internationaler Organisationen kritisch in den Blick und diskutiert vor allem deren diskursive Praktiken. Geografisch lokalisiert die Autorin ihr Untersuchungsfeld in

ausgewählten afrikanischen Ländern südlich der Sahara (z. B. Senegal, Südafrika ...) und Österreich. Der abgedeckte Zeitraum betrifft die Jahre um 2000, schließt jedoch andere wichtige zeitliche Zäsuren, welche die „informationstechnische“ sowie andere „In(ter)ventionsgeschichten“ auf dem afrikanischen Kontinent in der postkolonialen Ära präg(t)en, mit ein. Die Frage der geografischen Positionalität ist in ihrem Buch eine bedeutende und analytische, sie begreift Geografie als „Verhältnis“, welches gesellschaftliche Positionen mitbestimmt. Postkoloniale, feministische und so genannte *Anti- bzw. Post-Development*-Theorien stellen das analytische Werkzeug ihrer Arbeit dar. Ausgehend vom Ansatz der *Intersectionality*, d. h. dem Durchkreuzen und Zusammenwirken von verschiedenen gesellschaftlichen (Macht-)Kategorien der Differenz, untersucht Hacker am Beispiel ausgewählter Projekte Positionen minorisierter und majorisierter Gruppen im Feld von Entwicklungspolitiken und Neuen Medien. Einen Hintergrund der Analyse bilden ihre eigenen Erfahrungen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit, die als reflexive Momente – etwa in Form von Tagebucheinträgen – in den Text eingefügt wurden. Gleichzeitig prägen diese praktischen Erfahrungen auch ihre kritische Position zu Entwicklungspolitiken, die sie unter anderem als ein Feld bürokratischer Umsetzung von optimistischen Entwicklungsideen mit zunehmender Tendenz zu „neoliberalen Managementmethoden“ charakterisiert. Begriffe wie „devspeak“, „Development“ und „developmentalistisch“ legen Augenmerk auf spezifische Redefiguren und auf die ideologisch-politische Dimension von Entwicklungsdiskursen. Mit der Aussage „sie sollen werden, was sie sind“ wird etwa kritisiert, dass oft weniger Empowerment von (zu entwickelnden) Zielgruppen im Vordergrund stehe als vielmehr „ein besseres Handling“ von deren „(Mangel-)Position“.

Hacker nimmt nicht nur textuelle Produktionen kritisch in den Blick, sondern widmet sich in einem eigenen Kapitel Visualisierungsstrategien im Bereich der Neue-Medien-Technologien und der Entwicklung von Seiten minoritärer als auch majoritärer Gruppen. Ausgehend von einer Historisierung und Kontextualisierung von

Bildern über die so genannte Dritte Welt wirft die Autorin die Frage auf, inwiefern sich Bildpolitiken in z. B. EZA-Projekten ändern würden, wenn Neue Medien ins Bild rücken. Exemplarisch analysiert sie Beispiele, deren Bildstrategien gesellschaftliche Machtpositionen reproduzieren, aber auch gelungene Projekte der Positionierung im Bild.

Nicht nur am Beispiel der Visualisierungsstrategien erweist sich eine Historisierung und Kontextualisierung als notwendig, um der Reproduktion von Machtverhältnissen und somit gesellschaftlichen Ungleichheiten entgegenzuwirken, sondern allgemein im Feld der EZA, aber auch Neuer Medien, deren Selbstpositionierungen Hacker als a-historisch beschreibt. Denn gerade auch das Feld der Entwicklungszusammenarbeit bewegt sich, in Österreich und anderswo, in postkolonialen Strukturen. Als Bemerkung am Rande und sehr spannend finde ich Hackers Forderung nach einem notwendigen Zusammendenken von Migrations-, Asyl- und EZA-Politiken, die jedoch, wie auch postkoloniale Theorien, im Kontext der österreichischen EZA nach wie vor unbeachtet blieben. Gut gefällt mir zudem der nicht klassisch-wissenschaftliche Schreibstil und das Verweben von Fakten und (Kurz-)Geschichten, die zwar manchmal den Eindruck einer beiläufigen, doch trotzdem scharfen Analyse und Kritik erwecken. Die Untertitelwahl der Kapitel verwirrt manchmal eher, als dass sie Orientierung bietet, und mancher in Klammer gesetzte Kommentar der Autorin könnte beiseite gelassen werden. An diversen Stellen vermisste ich etwas mehr an inhaltlichen Ausführungen, was vielleicht der Vielzahl an Themen, die die Autorin in ihrem Buch behandelt, zu Schulde kommt. Und ab und zu hätte ich mir beim Lesen ein bisschen mehr Raum für Originalzitate von InterviewpartnerInnen gewünscht, die diesen nicht nur eine andere Position im Text zuweist, sondern auch mehr Freiraum für Interpretationen und Rezeption lassen könnten.

Hanna Hackers Buch ist nicht nur aufgrund der Vielzahl an Theorien und Themen, die angesprochen werden, eine Herausforderung. Es fordert auch auf, weiterzudenken und zu lesen, und macht jedenfalls Lust, sich weiter mit dem Thema auseinander zu setzen.

Vida Bakondy

Im Juli 2007

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die Mehrheit bei dringenden Anliegen nicht einmal ein Ohrwaschel rührt – wie bei der Kampfmaus Westenthaler, die im Parlament Neuwahlen gefordert hat. Die Mehreren haben nicht einmal gesagt: „Unmöglich! Es sind keine Plakatflächen für den Wahlkampf mehr frei!“ Die sind einfach über den Antrag drübergegangen. Aber in einem Punkt hat der Westi Glück gehabt: Für die Zeit, in der bei der Garstiger, der entlaufenen Ex-Justizministerin, eingebrochen worden ist, hat er ein Alibi. Ein hieb- und stichfestes sogar, obwohl er gar kein Schlagender ist, wie Kamerad Brauntresch öfters hämisch feststellt. Der predigt jetzt oft, dass seiner Partie die Zukunft gehört, seit das Komasaufen bei den Kindern und Jugendlichen so zunimmt. Da lächelt der Kommerzienrat verschmitzt und sagt nur: „CV!“

Die meiste Zeit herrscht aber Novemberstimmung bei uns am Stammtisch, weil in letzter Zeit so viele Prominente den Holzpyjama angezogen haben. Kaum hat sich der Herr Grünlinger vom Hinscheiden seines Ex-Abgeordneten Herbert Fux erholt, hat der Dietmar Pfeferl, der in Klagenfurt den Chef genervt hat, die Patschen gestreckt. Dann ist noch der Georg Danzer gestorben, der ja einmal Obmann von SOS Guttmensch war – oder wie der Feind halt heißt. Darauf sind dauernd diese letzten Danzer-Fotos mit der Wollmütze in den Medien erschienen, so dass ich mich gefragt habe: Wird das Blatt „Österreich“ bald Georg-Danzer-Krebs-Gedächtnismützen zum Abonnement dazu verschenken, weil sie das Bild so oft bringen? Der Genosse Rotlauf wiederum ist traurig, dass der Klausjürgen Wussow über den Jordan gegangen ist – weil er bei jeder Wiederholung einer Folge der „Schwarzwald-Klinik“ im ORF von seiner Alten auch außerhalb des Stammtischtermins freibekommen hat, weil die in Ruhe den Herrn Professor Doktor sehen wollten.

Und wir, das bürgerliche Lager, sind wieder einmal heillos zerstritten. Diesmal über die Frage, wem er nun wirklich gehört hat, der Wotschlist-Kurtl. Der Kommerzienrat Schwarzschanerl – er konnte da noch nicht wissen, dass der Pater Paterno neben allem anderen dann auch noch das Zeitliche gesegnet hat – beharrt darauf: der ÖVP, weil sie ihn nomi-



niert hat. Ich sage: Uns, weil ihn die späteren Haiderwähler ins Amt gebracht haben. Und der Kamerad Brauntresch übertreibt wieder einmal schamlos! Wie er mit Anlauf über das Sonnwendfeuer gesprungen ist, hat er laut geschrien: „Erzittere Ostküste! Jetzt kommt Kurt!“ Dann hat ihn das mit dem Hias schwer getroffen. Er hat nur geschluchzt, dass er sich in diesem Künstler immer wiedererkannt hat: „Er war ein echter deutscher Österreicher!“ Der Herr Grünlinger hat mit der Frage gestänkert: „Was bleibt vom Waldheim?“ Und mit der gleich nachgeschobenen Antwort: „Das Pferd!“ Den Rotlauf hat er auch heiß gemacht, als er gesagt hat: „Jaja, der Gusenbauer – gesprungen als Kreisky und gelandet als Sinowatz!“ Wenigstens haben die auch einen Wickel!

Sonst war nicht so viel los. Wie in der Zeitung gestanden ist, dass unser Ex-Vizekanzler Hubert Gorbach beim Touristik-Unternehmer Klaus abmustert, hat der Schwarzschanerl sinniert: „Jaja, Klaus feuert Gorbach! Das haben wir bei der ÖVP in den Sechzigerjahren auch gehabt. Aber unser Gorbach war ein Fußkranker und kein Schädeldepp!“ Dann ärgert den Kommerzienrat auch, dass sein schwarzer Wissenschaftsminister zu blöd war, um bei seiner Dissertation richtig abzuschreiben. Dabei hat eh viel gestimmt, weil ja auch ein blindes Huhn ein Korn findet. Und dass die Zählkarten für den Papstbesuch in Mariazell so floppen, bekümmert den Kommerzienrat auch. Noch mehr aber, dass ein oberösterreichischer ÖVP-Landtagsabgeordneter wegen Schlepperei angeklagt werden soll. „In der EU herrscht freier Warenverkehr“, hat er geschrien, „warum darf man da keine billigen Arbeitskräfte hereinholen?“

Im Juni gab es zweimal Sturmwarnung in Wien. Am Anfang, wo nicht der Gusi-Freund, sondern ein Elsässer Staatsoperndirektor geworden ist. Der Brauntresch hat gemeint, die Oper ist ihm wurscht, aber trotzdem wäre

ihm der Kurti Elsasser lieber gewesen. Mehr interessiert es ihn aber, dass die Paris Hilton im Häfen ist und was sie dort tut. Und genau zu Sommerbeginn war ein so starker Orkan, dass nix mehr gegangen ist.

Ich hab gerade darauf hingewiesen, dass unsere Heimat zweimal Opfer des Feinds aus dem Osten geworden ist! Zuerst im Mai, beim Eurovisions Song Contest in Helsingi. Da hat die Ostmafia gepackelt, dass es nur so gekracht hat, während wir in der Vorrunde ausgeschieden sind! Ich sag nur das Endergebnis: Sieg für Serbien vor Ukraine und Russland! Auf Platz vier: die Türkei – auch nicht gerade Abendland! Und gleich darauf wieder Slawen: Bulgarien vor Weißrussland! Und Anfang Juli hat der Putin in Guate Malaria oder so den Salzburgern die Olympischen Spiele gestohlen. Da hat der Schwarzschanerl gesagt: „Eh klar, weil der Gusenbauer dort war, der den Putin in Wien ja fast abgebusselt hat!“ Und dann versöhnlich: „Für unsere Wirtschaft is eh besser, wenn die Spiele in Sotschistan stattfinden, wo erst alles gebaut werden muss! Das wird ein Fressen für unseren Baulöwen werden, der sich rechtzeitig mit einem Oligarchen ins Bett gelegt hat.“ Der Brauntresch hat laut auf den Karl Schranz geschimpft: „Der Verräter hat ja schon 1972 den Wiener Heldenplatz entweiht!“

Auch das Wort Baulöwe hat ihn fuchsig gemacht: „Also, was genau ist jetzt los mit dem Lugner und seinem Mause? Lassen sie sich jetzt scheiden? Hat er beim Opernball was mit der Paris Hilton gehabt, dass die Mause schmolzt und ihre Schmämoiren schreibt?“ Ich hab ihm gesagt, er soll weniger trinken und ja nix koksen, wenn er nichts vertragen hat. Er hat gesagt, in meiner Umgebung ist es warm. Unser Verhältnis ist derzeit ähnlich wie das unserer Generalsekretäre zueinander. Mit der triumphalen Wiedervereinigung des dritten Lagers ist nicht zu rechnen, fürchte ich.

Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 63
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717-S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien



BUNDESKANZLERAMT KUNST

